Ein Millionär.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1867.

Erstes Kapitel.

Der Jubelgreis.

Die Fabrik des Herrn von Selten lag eine kleine Stunde von der Residenz. Sie liegt auch heute noch an derselben Stelle; nur ist ihr seit der Zeit, von der wir erzählen wollen, die Stadt ein gutes Theil näher gerückt, weil sich die Vorstädte vergrößert und ihre Straßen, wie Fühlfäden, immer weiter in's Freie hinaus gestreckt haben. Damals brauchte man vom Friedrichsthore bis zum schönen Wohnhause des Herrn von Selten ziemlich eine Stunde, wenn man seinen ganz gemächlichen Spazierschritt ging; und anders ging man hier nicht viel, denn der Weg war in Wirklichkeit zu jeder Jahreszeit ein anmuthiger Spaziergang.

Im Frühlinge und Sommer konnte man ihn gradezu reizend nennen. Er zog sich in zierlich gekrümmten Linien zwischen Wiesen dahin, die parkartig von schönen Baumgruppen bestanden waren. Unmittelbar am Saume des Weges verliehen Hollunder, Flieder, Loniceren, Cytisus und anderes reich blühendes, sogenanntes englisches Gehölz im Frühlinge Duft und Farben, im Sommer erquickenden Schatten. Drei bis vier-

hundert Schritte weiter entfernt glitt ein spiegelheller Fluß zwischen den Wiesen hin, und an manchen Stellen konnte man sein silbernes Gewässer durch die Weiden und Erlenzweige blitzen sehen, was der ganzen, ohnehin schon frischen und lieblichen Gegend einen neuen, lebendigen Reiz verlieh. Erreichte man das Besitzthum des Herrn von Selten, so zweigte sich vom Fahrwege, der rechts abbog und zu den weiter hinaus liegenden, großen Fabrikgebäuden mit ihren hohen Schornstein-Obelisken führte, ein schmalerer Fußpfad ab, auf welchem man unmittelbar in den Garten gelangte, dessen Mittelpunkt das auf einer sanft ansteigenden Erhöhung liegende Wohnhaus bildete. War man endlich durch das zierliche Eisengatter mit dem broncirten Thore in den Garten eingetreten, so glaubte man sich in ein kleines Paradies versetzt. Denn rings um das Haus herum war Alles aufgeboten worden, was die Gartenkunst vermag, um die anmuthigsten, bezauberndsten Park- und Blumenparthien zu bilden. Sogar ein Arm des nahen Flusses war durch den Garten geleitet und durchschnitt ihn in vielfachen Kanälen und Windungen, über welche an geeigneten Orten zierlich geschwungene Brücken führten. Die Fülle, der Reichthum, die Schönheit der Blumen und ihre geschmackvolle Vertheilung, das frische Grün, in welchem Park und Wiesen prangten, die reizenden Lauben und Ruheplätzchen, die an den passendsten Stellen angebracht waren, bildeten in Verbindung mit den von tropischen Gewächsen angefüllten Treibhäusern und plätschernden Springbrunnen oder kleinen Wasserfällen ein Ganzes, das in der That keinen Reiz der Anmuth vermissen ließ. Ein warmer Spätfrühlingsabend in diesem Garten, in einer duftigen grünen Laube, in der Nähe eines lieblich rauschenden Springbrunnens, wenn hier und dort aus den dunkleren Gebüschen der Schlag der Nachtigallen in den süßesten Tönen flötete, — es konnte nichts Entzückenderes geben.

Herr von Selten, im Besitz aller dieser Herrlichkeiten, galt allgemein nicht nur für einen reichen, sondern auch für einen glücklichen Mann. Und mit Recht. Man brauchte ihn nur zu sehen, den weißlockigen Greis mit den noch immer hellen Augen, den noch immer rothen Wangen und dem sanften, milden Ausdrucke in seinen Zügen, um in das Urtheil über ihn mit einzustimmen. In der That fehlte ihm auch nichts, was man auf dieser Welt 'zum Glücke zu zählen pflegt. Vor allen Dingen lebte er in Frieden mit Gott und erfreute sich eines guten Gewissens. Ohne Zweifel war er wohl nicht völlig rein von menschlichen Schwächen und Fehlern, aber eine Sünde schwerer Art lastete nicht auf seiner Seele. Er konnte heiteren Blickes in seine Vergangenheit zurückschauen.

Dann, neben dem guten Gewissen, das unter allen Umständen die Hauptsache ist, genoß Herr von Selten einer kräftigen Gesundheit, welche die gewöhnliche Begleiterin eines arbeitsamen und mäßigen Lebens zu sein pflegt. Endlich hatte er Kinder und Enkelkinder, die er von ganzem Herzen liebte, und die sich Alle in guten Verhältnissen befanden. Sein ältester Sohn Rudolph war Gerichtspräsident in der Residenz, seine einzige Tochter lebte in glücklicher Ehe mit dem Kammerrath Schmidtberg, und sein zweiter Sohn, Georg, leitete die Arbeiten in der Fabrik, seit der Vater sich allmählig mehr von den Geschäften zurückzuziehen begann. Der alte Herr war zwar noch rüstig genug, um Alles übersehen zu können, aber er meinte, man müsse der Jugend auch ihr Recht lassen und dürfe sich in seinem Alter wohl eine Erleichterung gestatten.

Zuletzt fehlte es ihm, wie gesagt, auch nicht an Gelde, um sich alle äußeren Annehmlichkeiten des Lebens zu schaffen. Man hielt ihn für einen Millionär und mochte dabei nicht weit am Ziele vorbeigeschossen haben. Die Fabrik allein war ihre halbe Million unter Brüdern werth. Dazu noch ansehnliche

Ländereien und Baarschaften, — es war keine Frage, die Summe konnte so ziemlich zutreffen. Uebrigens schien der alte Herr keinen sonderlichen Werth auf seine Reichthümer zu legen. Wenn Jemand eine Anspielung darauf machte, so pflegte er lächelnd zu antworten: „Ja, ja, ich habe genug zum Sattessen! Mehr braucht kein Mensch. Was etwa darüber ist, das gehört meinen Arbeitern und denen, die nicht zum Sattessen haben."

In der That, an den Armen that der alte Herr Großes. In der Residenz wußte man davon zu erzählen, und was seine Arbeiter anbetrifft, so hätte sie mancher selbstständige Meister beneiden können. Man sah ihnen keine Noth an. Im Gegentheil. Es ging ihnen so gut, daß Keiner seine Lage mit einer anderen hätte vertauschen mögen, und den alten Herrn liebten sie wie einen Vater.

Dazu kam noch, daß Herr von Selten auch bei den sogenannten Honoratioren der Residenz sehr angesehen und beliebt war. Selbst der Fürst schätzte ihn hoch und besuchte ihn zuweilen in seiner ländlichen Zurückgezogenheit. Diesem Beispiele folgten die höchstgestellten Beamten, und wenn es warm und grün im Freien wurde, verging selten ein Tag, der nicht freundschaftlichen Zuspruch aus der Stadt gebracht hätte.

Das war nun dem alten Herrn grade recht. Er selber suchte die Leute nicht auf, denn es war ihm unbequem, aber er sah es gern, wenn sie seine Einsamkeit belebten. Viele Umstände wurden mit den Besuchen nicht gemacht. Kalte Küche und ein Glas Wein oder eine Tasse Thee, — damit mußte sich ein Jeder begnügen, und Jeder begnügte sich auch. Man kam ja nicht wegen des bischen Essens und Trinkens; man kam, um sich an dem schönen Garten und der angenehmen Unterhaltung des alten Herrn zu erfreuen, der allezeit bei guter Laune gefun-

den wurde, und jedem Bekannten mit einem freundlichen Willkommen entgegenkam.

Das war so seit Jahren gewesen, ohne große Veränderungen, ausgenommen, wenn etwa ein Geburtstag gefeiert wurde. Da ging es denn schon ein wenig höher her, obgleich immer noch einfach genug. Der Champagner floß nicht in Strömen, aber nicht nur die geladenen Gäste, sondern auch sämmtliche Arbeiter der Fabrik bekamen an solchem Festtage ihr gutes Gläschen Wein extra, und man erblickte der frohen und zufriedenen Gesichter nur um so mehr. Bei dergleichen Vorkommenheiten mußte Alles vergnügt sein. Selbst die Kranken wurden nicht vergessen. Jeder bekam in's Haus, was zu seinem Zustande paßte und der Arzt erlaubte; Fleischbrühe, Wein, Früchte, Eingemachtes: das Beste war dem alten Herrn, grade für seine Kranken, nicht gut genug.

Unter solchen Umständen konnte man sich nun freilich nicht wundern, daß der alte Herr von Selten so allgemein geliebt wurde, und eben so wenig wunderte man sich, daß diese Liebe sich einmal recht handgreiflich bethätigte, als sich eine passende Gelegenheit dazu darbot. Diese Gelegenheit war die fünfzigjährige Jubelfeier des Bestehens der Fabrik. Am 1. Juni vor fünfzig Jahren hatte Herr von Selten den ersten Grundstein dazu gelegt, und seit diesen fünfzig Jahren war sie nun gewachsen und hatte sich ausgedehnt und Segen verbreitet. Ein solcher Tag durfte natürlich nicht vorübergehen, ohne auf das Festlichste gefeiert zu werden. Darüber waren Alle einig, die mit Herrn von Selten in irgend einer Verbindung standen, und der alte Herr selber hatte nichts dagegen einzuwenden. Schon lange vorher wurden Vorbereitungen mannigfacher Art zu dem seltenen Feste getroffen, das eben so schön werden sollte, als es selten war. Der alte Herr ließ Alles geschehen, und stellte sich an, als ob er nichts merke. Insgeheim aber sagte er zu seinem

Sohne: „Georg, die Geschichten werden Geld kosten, und die Arbeiter haben's nicht übrig. Also brauchst du meine Kasse nicht zu schonen: auf ein tausend Thälerchen mehr oder weniger kommt's nicht an."

Georg nickte und verstand schon, was der alte Herr meinte. Er bestritt sämmtliche Kosten, und den Arbeitern, die ihr Theil dazu geben wollten, gab er den Bescheid, daß die Abrechnung später stattfinden werde. Die Leute waren's wohl zufrieden. Nun wurde angeschafft und gearbeitet. Für Alle gab es neue Kleider vom Kopf bis zum Fuße, denn bei solchem Feste mußte ein Jeder auch ein festlich Gewand haben. Männer, Frauen und Kinder, Alles sollte stattlich und blank daher kommen, und Georg berechnete, daß hinterher die schönen Kleider den Leuten recht willkommen sein würden, besonders, da sie schon bezahlt waren, wenn auch nicht aus ihrer Tasche. Dann wurden Fahnen gemalt, Guirlanden gewunden, Ehrenpforten gebaut, ein prächtiges Feuerwerk vorbereitet, kurz, alle Anstalten getroffen, welche die Bedeutung des Tages und die treue Anhänglichkeit der Leute an ihre Herrschaft erforderten.

Während dieß Alles geschah, traf aber auch der alte Herr seine Vorbereitungen. In seinem Hause wurde geputzt und gescheuert, die großen oberen Räume, die nur zu besonderen Gelegenheiten dienten, wurden festlich geschmückt, lange Tafeln gedeckt und Alles zu einem Gastmahle vorbereitet, bei dem es, wie der alte Herr schon wußte, an Gästen nicht fehlen würde. Wochen lang vorher schon war der Jubeltag das Thema der täglichen Unterhaltungen, und nicht allein in der Fabrik, sondern auch in der Stadt wurde fleißig davon gesprochen. Es entwickelte sich eine allgemeine Theilnahme, die immer lebendiger wurde, je näher der Jubeltag heranrückte, und die selbst den gleichgültigsten Gemüthern nicht fremd blieb. Jedermann erwartete von diesem Tage etwas Besonderes, etwas Außer-

gewöhnliches, und Jedermann war gespannt auf die Entwickelung.

Endlich kam denn nun auch der festliche Tag wirklich heran, und als ob die liebe Sonne gewußt hätte, wie unentbehrlich sie heute zur allgemeinen Freude sei, ging sie so herrlich und strahlend auf, als ob sie eben erst ganz neu und frisch aus der allmächtigen Schöpferhand des Herrn der Welten hervorgegangen wäre. Und mit der Sonne erwachte auch das regste Leben. Die Arbeiter versammelten sich in ihren Festgewändern mit Weib und Kindern, Alle geschmückt mit Blumen und Kränzen und Guirlanden, und die Feierlichkeiten wurden mit einem langen Festzuge begonnen, der unter Anführung Georgs vor das Wohnhaus rückte. Musik ging voran; dann kamen in buntem Gewimmel die Leute mit ihren frohen Gesichtern, und zuletzt ein Haufen neugierigen Zuschauer, die schon am frühen Morgen aus der Stadt und den Dörfern der umliegenden Gegend herbeigewandert waren. Der alte Herr, frisch und rüstig wie immer, nahm den Zug mit väterlicher Güte in Empfang, und erwiederte die herzlichen Lebehochs, die ihm gebracht wurden, mit einer eben so herzlichen Ansprache, in welcher er seinen Dank für die gebrachte Aufmerksamkeit aussprach. Dann empfing er Deputationen mit allerei Geschenken, Gedichten und Glückwünschen, und nachdem er sich hierauf eine gute Stunde mit Einzelnen von den Leuten unterhalten hatte, wurden sie sämmtlich zum Frühstück geführt, welches schon für sie bereit stand. Bald nachher kamen nun auch die Besuche aus der Stadt; zu Roß, zu Wagen und zu Fuße, wie eine kleine Völkerwanderung, und es dauerte nicht lange, so steckte Haus und Garten so voll von Menschen, daß der gute, alte Herr bange zu werden anfing, ob wohl auch für Alle Raum an seinen Tischen und Tafeln sei. Aber über diesen Punkt wurde er schnell beruhigt. „Fehlt es im Hause an Platz, Vater,“ sagte sein Sohn Rudolph,

der Präsident, wohlgelaunt, „so machen wir's, wie die Kinder Israel auf ihrem Zuge aus Egypten, und speisen unser Manna unter freiem Himmel!"

Das war ein Einfall, dem allgemeiner Beifall zu Theil wurde; und in der That, als es zum Essen ging, kampirte die Hälfte der Gesellschaft im Freien, und es konnte drinnen in den Sälen nicht herzlich fröhlicher zugehen, als unter den grünen Bäumen auf dem grünen Rasen, wo die Finken, die Amseln und Nachtigallen die Tafelmusik aufspielten. Mitten in der heitersten Lustbarkeit rollte ganz unerwartet noch eine Equipage heran, und wer am Gartenthore heraussprang, war kein Anderer, als der durchlauchtigste Fürst und Landesherr in höchsteigener Person. Der Präsident eilte ihm sogleich entgegen, und auf den allerhöchsten Wunsch führte er ihn zu seinem Vater, welcher durch den hohen Besuch nicht weniger überrascht und erfreut war, als die übrigen Gäste. Der Fürst umarmte den alten Herrn, und richtete einige herzliche Worte an ihn.

„Ich wollte diesen Tag, so wichtig für Sie, und so erfreulich für uns Alle," — sagte er, — „nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen persönlich meinen Glückwunsch auszusprechen. Ihre Wirksamkeit so lange Jahre hindurch ist ein Segen für mein Land gewesen, und es ist meinem Herzen Bedürfniß, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen. Zum Zeichen meiner Freundschaft und Zufriedenheit nehmen Sie dieß von mir an! Nie hat dieser Orden eine würdigere Brust geschmückt!"

Und eigenhändig heftete der gnädige, allgeliebte Fürst das Ordenszeichen, mit funkelnden Diamanten geschmückt, an die Brust des gerührten Greises, und umarmte ihn zum zweiten Male, während ringsum der nicht mehr zu unterdrückende Jubel sich Bahn brach und in einem kräftigen, anhaltenden Hurrah und Lebehoch auf den Landesherrn sich Luft machte. Freundlich dankte der Fürst, und nach wenigen Minuten verschwand

er unter dem Vorwande, sich vom Präsidenten ein wenig umher führen zu lassen. Er kehrte nicht zurück, weil er fürchtete, daß seine Gegenwart Zwang auflegen möchte, aber das bewiesene, gnädige Wohlwollen verbreitete einen neuen Schimmer der Freude über die ganze große Gesellschaft, und steigerte sie zum höchsten Jubel. Der alte Herr nun besonders strahlte von Glück und Fröhlichkeit, und wiederholte wohl zehnmal, daß er diesen Tag unter die glücklichsten seines ganzen Lebens zählen würde.

„Und das will gewiß etwas heißen," meinte der Staatsrath Friedrich, „denn Sie, mein lieber Selten, haben gewiß nicht viele trübe und unglückliche Tage in ihrem langen Leben kennen gelernt. Von den vielen glücklichen nun der glücklichste, gewiß, da muß dieser Tag ein hoher Festtag sein!"

„Das ist er, das ist er, lieber Staatsrath," erwiederte der alte Herr, — „aber, wenn Sie meinen," fuhr er fort, und ein Ausdruck sanften Ernstes verdrängte für einen Augenblick die helle Fröhlichkeit seiner Züge, — „wenn Sie meinen, daß ich nur glückliche Tage in meinem Leben gekannt habe, so sind Sie nicht ganz genau unterrichtet. Ich habe auch schwere, sehr schwere Tage durchgemacht, und wenn ich fünfzig Jahre zurückdenke..., ja, wahrlich, damals hoffte ich nicht, daß Gott so meiner Hände Werk segnen würde, wie er's gesegnet hat in den langen Jahren. Kinder, damals wußte ich nicht, konnte ich nicht wissen, wie es nur ein einziges Jahr später mit mir aussehen würde! Es fehlte mir an Allem, an Geld, an Muth, an Hoffnung sogar, und ... aber," — unterbrach er sich plötzlich selber, — „ich merke da eben, daß ich geschwätzig werde! Was kümmern Euch die alten Zeiten, Kinder? Laßt uns von etwas Anderem plaudern!"

„Nicht also!" riefen der Staatsrath und mehrere Andere. „An solchem Tage, wie heute, hört man gerne auch von ver-

gangenen Zeiten reden! Erzählen Sie uns aus Ihrer Jugend, verehrter Freund! Sie werden die aufmerksamsten Zuhörer finden."

Der alte Herr wehrte ab. „Nicht jetzt, nicht heute!" sagte er. „Heute fehlt uns die Sammlung und Ruhe, wenigstens mir, und überdieß will der Tag sein Recht haben. Also nichts mehr von Erzählen für heute. Morgen, Kinder! Wem's recht ist, und wer meine Plaudereien aus der alten Zeit anhören will, der mag kommen. Wir trinken eine Tasse Thee, setzen uns im Freien unter die große Linde mit den Ruhebänken, und versetzen uns in die Vergangenheit. Für heute aber gestattet mir, daß ich nur ganz allein der Gegenwart lebe, die mich so reich beglückt und die so schön ist!"

Der Staatsrath wollte sich zwar noch nicht zur Ruhe geben, denn seine Neugierde war lebhaft angeregt, aber alle Uebrigen stimmten dem Jubelgreise bei. „Morgen!" riefen sie. „Morgen! Das gibt eine würdige Nachfeier, und jetzt darf das Fest nicht länger gestört werden!"

Dabei blieb es. Dem Tage geschah sein Recht, und es war nur recht gut, daß der alte Herr nicht zu erzählen angefangen hatte, denn zu Ende wäre er heute mit seiner Geschichte doch nicht gekommen. Man ließ ihm ja keine Ruhe. Jeder wollte ihn sehen, ihn sprechen, ihm die Hand drücken, ihm seine Glückwünsche darbringen. Der Platz, wo er saß, wurde nicht leer von theilnehmenden Freunden, da Diese und Jene kamen, und immer wieder Anderen Platz machen mußten. Das ging so bis zum späten Abend. Da auf einmal stiegen zischend ein paar Dutzend Raketen zum dunkeln Nachthimmel empor, und verkündigten mit flammensprühenden Zungen den Beginn des herrlichsten Feuerwerkes. Jetzt nun strömte vollends Alles in's Freie, und an Erzählen hätte nicht mehr gedacht werden können. Desto mehr gab es zu sehen. Aber dergleichen läßt

sich nicht gut beschreiben; wir hätten selber dabei sein müssen. Genug, das Feuerwerk war wunderschön, und mit ihm schlossen die Hauptfestlichkeiten des Tages, wie wir denn jetzt auch dieses Kapitel schließen wollen, um morgen den alten Herrn von Selten erzählen zu lassen.

Zweites Kapitel.

Die erste Jugend.

Im Hause war's am anderen Tage ungemüthlich, denn es mußte wieder geputzt und gescheuert werden. Wasserströme flossen in den Zimmern und rieselten wie Cascaden über die Treppen; die Fenster standen weit offen, und der Zugwind trieb sein Spiel mit den Gardinen. Es war nicht zum Aushalten, und als bald nach Mittag der Staatsrath und noch mehrere andere Hausfreunde aus der Residenz kamen, um den alten Herrn an sein gestriges Versprechen zu erinnern, da fanden sie ihn schon vorbereitet an dem bezeichneten Orte, unter der breitwipfligen Linde, plaudernd mit seinen Kindern und Enkelkindern, die sich ebenfalls um den Großvater versammelt hatten, um seine Geschichte aus der Vergangenheit mit anzuhören. Der Großvater ließ sich auch nicht lange bitten und nöthigen, sondern als ein Jeder mit Kaffee, Milch oder anderen Erfrischungen versorgt war, nahm er ohne weitere Umstände das Wort.

„Nun denn, Leutchen," sagte er, „Ihr dranget gestern in mich, ein Stück Vergangenheit aus ihrem Dunkel an's Tageslicht zu ziehen, und daß Ihr heute nicht vergessen habt, Euch

zur bestimmten Stunde einzufinden, das will ich als Beweis annehmen, daß Ihr es gestern ernstlich gemeint habt. Fangen wir denn an; und wenn Ihr Euch langweilt, so erinnert Euch, daß ich Euch meine Geschichten nicht aufgedrungen habe. Ihr habt sie mir vielmehr abgelockt. Nun also.

„Einer oder der Andere weiß vielleicht, daß mein Vater bei seinen Lebzeiten Kammerpräsident war und für sehr reich galt. Gekannt hat ihn von Euch Keiner, denn er ist nun schon einige fünfzig Jahre todt. Aber sein Porträt, wenn Euch daran liegt, könnt Ihr nachher betrachten. Es hängt in meinem Schlafkabinet und ist sehr wohl getroffen. Grade, wie das Bild, sah er bei seinen Lebzeiten aus, wenige Jahre vor seinem Tode.

„Also mein Vater war Kammmerpräsident, sehr reich, und außerdem der Liebling des damals regierenden Herrn, dem Großvater unseres jetzigen, gnädigen Fürsten. Seine Durchlaucht liebte die Gesellschaft meines Vaters so sehr, daß dieser täglich um ihn sein mußte. Ich glaube sogar, sie standen auf du und du, — natürlich nur, wenn sie allein unter sich waren, wo die Etikette bei Seite geworfen werden konnte, ohne Anstoß zu erregen. Daß der hochselige Herr jedenfalls auf sehr vertrautem Fuße mit meinem Vater stand, haben mir einige Billette bewiesen, die mir in späterer Zeit zu Händen kamen. Uebrigens ist das Nebensache. Ich will damit nur sagen, daß mein Vater sehr viel beim Fürsten galt, und im ganzen Lande als die rechte Hand desselben betrachtet wurde.

„Unter diesen Umständen, wozu noch kam, daß ich der einzige Sohn, das einzige Kind sogar meines Vaters war, denn ich hatte weder Schwestern noch Brüder, darf es nicht Wunder nehmen, daß ich von Jugend auf recht gründlich verzogen wurde. Leider Gottes starb auch meine gute, selige Mutter kurz

nach meinem siebenten Geburtstage, und mein Vater vermählte sich nicht wieder.

„Das war schlimm.

„Eine gute Stiefmutter ist ein Segen für ihre Stiefkinder, und es gibt ihrer wenigstens eben so viel gute, wie schlimme. Drum ärgert's mich immer, wenn man der kleinen Vorsylbe Stief einen so bösen Nachdruck gibt und einen schlechten Begriff damit verbindet. Man sollte den armen Stiefmüttern ihren ohnehin schon sehr, sehr schweren Beruf nicht noch schwerer machen, indem man Vorurtheile erweckt und nährt, die sehr häufig aller Begründung entbehren. Es ist keine Kleinigkeit, Mutterstelle bei fremden Kindern zu vertreten; denn eine rechte Mutter darf Vieles thun, was einer Stiefmutter von der bösen Welt sehr übel genommen werden würde.

„Doch das beiläufig. Ich meinte nur, es sei schlimm gewesen für mich, daß mein Vater nicht zu einer zweiten Heirath schritt, denn als meine gute Mutter gestorben war, fehlte mir vollends alle Aufsicht. Das ging natürlich zu. Mein Vater selber konnte sich, selbst wenn er den besten Willen dazu gehabt hätte, nicht viel um mich bekümmern. Den größten Theil seiner Zeit nahm der Fürst in Anspruch. Auf der Jagd, bei Diner's, bei Bällen, Gesellschaften, auf Reisen sogar, mußte mein Vater in seiner Gesellschaft sein. Kaum, daß er so viel Zeit fand, um seinen Berufsgeschäften obzuliegen. Ich erinnere mich noch, daß er zuweilen die Nächte zu Hülfe nehmen mußte, um nur das Nothwendigste und Dringendste zu erledigen. Die täglichen Einladungen absagen und sich entschuldigen lassen, ging nicht. Der Fürst litt es nicht. Wenn mein Vater nicht auf das Schloß ging, so kam der Fürst selber und holte ihn. Schützte mein Vater Geschäfte vor, so verwies seine Durchlaucht auf die Herren Räthe und Schreiber, und meinte, sie müßten

auch einmal ohne ihren Präsidenten fertig werden können. Kurz, der Fürstendienst ging häufig dem Staatsdienste vor, und daß er dann auch der Sorge um meine Erziehung vorging, das läßt sich leicht denken.

„Meinen braven Vater, — denn ein braver Mann war er durch und durch, — konnte dafür kein Vorwurf treffen. Ich hörte selber einmal, wie er zum Fürsten sagte, der ihn wie gewöhnlich, abzuholen kam: „Durchlaucht, was soll aus dem kleinen Buben da werden, wenn ich mich gar nicht mit seiner Ueberwachung beschäftige?"

„Unsinn, Selten," gab der Fürst zur Antwort. „Als ob ich mich des Buben nicht annehmen würde, wenn er erwachsen ist!"

„Aber ich fürchte, er lernt nichts, Durchlaucht!"

„Dummes Zeug!" erwiederte der Fürst. „Zu was braucht er den gelehrten Krimskrams? Du siehst, ich regiere mein Land ganz ordentlich, und habe auch nicht viel von dem Pedanten-Krame gelernt. Wenn er lesen und schreiben kann, ist's genug. Wir bringen ihn in die Kammer, und es müßte ja mit dem Henker zugehen, wenn wir Beide ihn nicht zu deinem Nachfolger zustutzten."

„Mein Vater schüttelte den Kopf und wollte noch weitere Einwendungen machen, aber der Fürst ließ sich auf nichts ein. „Mach' mich nicht böse, Selten!" rief er und zog ihn am Arme mit fort. „Du hast erstens *mich*! und zweitens *Geld* genug für den Buben! Das wird wohl ausreichen für ihn! Setze dir keine Hirngespinste in den Kopf. Marsch! Wir wollen einen kapitalen Hirsch jagen, und über deinen Buben sprechen wir ein anderes Mal wieder. Verlaß dich auf mich, ich hebe ihn so hoch, wie du's nur wünschen kannst."

„Fort ging es, und ähnlich so verlief es allemal, wenn Seine Durchlaucht kam, und mein Vater Einwendungen machte.

Endlich gab es mein Vater auf, persönlich für mich Sorge tragen zu wollen. Doch verschaffte er mir einen Hofmeister, besoldete ihn hoch, schärfte ihm ein, mich gut zu erziehen, und versprach ihm eine Anstellung im Staatsdienste, falls man später Ursache haben würde, mit ihm und meiner Erziehung zufrieden zu sein.

„Das war nun herzlich gut gemeint von meinem Vater; nur wollte es das Unglück, daß er eine schlechte Wahl getroffen hatte, wie ich sehr bald selber merkte. Leider hatte sich mein Vater durch Empfehlungen täuschen lassen, die allem Vermuthen nach erschlichen, wenn nicht gar unredlicher Weise verfälscht worden waren. Der Herr Hofmeister, anstatt meinen Hang zur Trägheit zu bekämpfen, liebte selbst das Nichtsthun zu sehr, um sich einigermaßen anzustrengen. Er überließ mich meistens mir selbst, und während ich meine Zeit mit allerlei Thorheiten vergeudete, lag er auf dem Sopha und las Romane, oder trieb sich in der Stadt umher, um seinen Vergnügungen nachzugehen. Dabei, wenn mein Vater nach mir fragte, überhäufte er mich mit Lobsprüchen, rühmte meinen fähigen Kopf, meine leichte Auffassungsgabe, meinen Fleiß, meine Fortschritte, und stellte mich als ein wahres Muster von einem Knaben dar. Diese Lobsprüche brachten mir allerlei kleine Geschenke und Vergünstigungen von Seiten meines Vaters ein, und ganz natürlich hütete ich mich sehr wohl, den Zeugnissen meines Herrn Hofmeisters zu widersprechen. Wir spielten Beide unter Einer Decke, denn Beide glaubten wir unseren Vortheil dabei zu finden. Daß ich nicht zu lernen brauchte, hielt ich für einen Gewinn. Sehr häufig geht das ja so. Die meisten Knaben von trägem Charakter laboriren an demselben dummen Fehler. Sie halten das Lernen für eine Last, und es fällt ihnen nicht ein, daß K e n n t n i s s e sammeln besser ist, als S c h ä t z e sammeln. Schätze können durch irgend einen blinden Zufall verloren gehen,

können gestohlen oder sonstwie entwerthet werden. Kenntnisse aber kann Einem Niemand stehlen, sie sind das persönlichste Eigenthum, was es gibt. Das übersehen die einfältigen Buben. Sie denken nicht dran, daß sie für sich lernen, was sie lernen, und hinterher kommt dann später die bittere Reue, wenn sie nichts gelernt haben.

„Dieser bitteren Reue entging auch ich später nicht. Drei meiner besten Jahre, drei der unwiderbringlichen Jahre der Aussaat, welche uns die Aerndte im Alter sichern müssen und allein sichern können, gingen mir verloren. Erst nach drei Jahren kam die Unfähigkeit meines Hofmeisters und seine schnöde Pflichtvergessenheit an den Tag. Es wäre vielleicht auch da noch nicht geschehen, — denn, wie gesagt, mein Hofmeister und ich arbeiteten einander wacker in die Hände, und unterstützten uns gegenseitig mit Lügen und Betrügen, — wenn mein Vater mich nicht auf eine Badereise mitgenommen hätte, und zwar mich allein ohne meinen Herrn Gouverneur, der zum Glück für mich durch eine ernste Unpäßlichkeit zu Hause zurückgehalten wurde. Auf dieser Reise und während des Aufenthaltes im Badeorte kam allmählig meine schmähliche Unwissenheit gründlich zu Tage. Ich sollte eine griechische Inschrift an einem Gebäude entziffern, und konnte es nicht. Mein Vater stutzte. Der Herr Hofmeister hatte ihm erst kurz zuvor meine überraschenden Fortschritte im Griechischen vorgerühmt. Er fragte nach Diesem und Jenem, stellte ein ordentliches, kleines Examen mit mir an, suchte nach den Schätzen der Wissenschaft, die er bis zu dieser Stunde in mir aufgespeichert glaubte, und fand absolut nichts weiter, als einen leeren Schädel.

„Das ist mir ja eine saubere Entdeckung, die ich da machen muß!“ rief er aus, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen vor Erstaunen. „Jetzt beichte 'mal, Bursche, was habt

Ihr Beiden getrieben, du und dein Lehrmeister, während ich Euch mit Lehren und Lernen beschäftigt glaubte?"

„Jetzt half kein Läugnen weiter; die Wahrheit mußte zu Tage. Ich gestand Alles. Mein Vater schalt mich nicht; aber er sah ernst und betrübt aus und sagte: „Du dauerst mich, armer Junge! Du hast dir selbst den größen Schaden gethan, dir selber allein und keinem Anderen. Und leider wird dieser Schaden schwer zu repariren sein!"

„Ich schämte mich, schämte mich sogar sehr, bereute auch, daß ich faul und nachlässig gewesen war, aber die rechte, ächte, **bittere** Reue fehlte noch. Ich verstand noch nicht recht, was Vater mit den verlorenen Jahren meinte, und dachte in meinem Leichtsinne, es werde sich ja Alles schon nachholen lassen.

„Mein Vater traf mittlerweile ernstere Fürsorge für meine bessere Erziehung. Kurz nach der Entdeckung meiner Unwissenheit, schrieb er meinem Hofmeister einen Abschiedsbrief, und sah sich nach einem anderen Gouverneur für mich um.

„Dieses Mal traf er es besser. Als wir aus dem Bade zurückkehrten, war der alte Hofmeister längst über alle Berge, denn er hatte Knall und Fall das Haus räumen müssen, — und der neue kam uns schon in der Vorhalle entgegen. Ich blickte ein wenig scheu zu ihm auf. Aber was ich sah, gefiel mir und beruhigte mich. Mein neuer Hofmeister hatte ein sanftes, hübsches Gesicht, einen freundlichen Blick und ein wohlwollendes Lächeln. Gleich beim ersten Anblicke faßte ich Vertrauen zu ihm, und auch dem Vater schien Herr Woldemar zu gefallen. Er reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und führte ihn in sein Kabinet, wo er mehrere Stunden mit ihm allein blieb. Erst am anderen Morgen sah ich Herrn Woldemar wieder. Er holte mich aus dem Bette und forderte mich zu einem Spaziergange auf. Während des Ganges sondirte er mich auf unmerkliche, aber gründliche Weise.

„Mein lieber Friedrich," sagte er endlich, „wir werden viel zu thun haben, um die vergangenen drei Jahre zu ersetzen. Aber bei Muth und gutem Willen wird es gelingen. Haben Sie diesen guten Willen, mein Freund?"

„Ja, ich habe ihn," erwiederte ich, und meinte es damals ganz ernstlich mit dieser Behauptung.

„Wohlan, so lassen Sie uns zum Werke schreiten," sagte er. „Wir dürfen keine Minute verlieren."

„Von jetzt an begann ein neues, anderes, besseres Leben für mich. Herr Woldemar verstand es, meinen guten Willen rege zu erhalten, und ich gewann ihn bald so lieb, daß die geringste Aufmunterung von ihm, ein Lächeln, ein wohlwollendes Wort, oder nur ein freundlicher Blick, der mir seine Zufriedenheit zeigte, mich anspornte, ohne Ermatten auf dem betretenen Pfade fortzuschreiten, so langweilig und trocken mir auch meine Studien vorkamen. Ich war schon ein großer Bursche und mußte in Allem von vorn anfangen. Das mensa, mensae u. s. w. schmeckte nicht. Herr Woldemar sah mir's wohl an, und zuckte die Achseln.

„Sie thun mir leid, lieber Friedrich," sagte er. „Indeß bedenken Sie, später würde es noch schlechter schmecken. Also nur frisch daran, damit wir die Vorkost hinter uns haben. Noch ein kurzes halbes Jahr, und ich kann Ihnen bessere Gerichte auftischen."

„Ich sah es allerdings ein, daß er recht hatte, also lernte ich weiter. Allmählig kam ich mehr und mehr zu der Erkenntniß, daß es allerdings schwer, sehr schwer hält, drei ganze, ganz verlorene Jahre der Jugendblüthe zu ersetzen. Doch war diese Erkenntniß ein neuer Sporn und ich lernte nur um so eifriger. In Jahr und Tag konnte ich meinen Cicero und Plutarch lesen und fand, daß diese Gerichte bedeutend besser schmeckten, als das bloße Decliniren und Conjugiren. Ich gewann sogar

wirklich Geschmack an den klassischen Schriften des Alterthums, und einmal gut im Zuge, wäre vielleicht Alles noch gut gegangen, wenn mir das Schicksal nicht meinen guten Engel, — denn als Solchen mußte ich Herrn Woldemar in Wahrheit betrachten, — genommen hätte. Er erhielt eine Vokation zum Pfarrer. Die Stelle war gut, mein Vater selber, so ungern er Herrn Woldemar scheiden ließ, konnte ihm mit gutem Gewissen keinen andern Rath geben, als zuzugreifen, und — Herr Woldemar verließ uns. Mir war das Herz schwer und ich weinte, als er von mir Abschied nahm. Mein Herz sagte mir, daß ich den besten Freund an ihm verlor, und diese Stimme trog leider nicht. Ich bekam einen anderen Hofmeister, aber keinen Woldemar wieder. Meine Studien wurden zwar fortgesetzt, aber der Eifer fehlte, den Herr Woldemar mir einzuflößen gewußt hatte. Ich that nur zur Hälfte meine Schuldigkeit, und brachte es endlich kaum so weit, daß man mich zur Noth für reif zur Universität erklären konnte.

„Grade um diese Zeit traf mich ein anderer schwerer Verlust. Mein Vater starb und ich stand nun allein in der Welt. Meine beste, meine letzte Stütze war gebrochen, und leider hatte ich noch nicht genug inneren Halt in mir selber gewonnen, um sie entbehren zu können. Ich hatte meinen Vater innig geliebt und verehrt, und sein Verlust stürzte mich daher in tiefe Betrübniß. Wochen lang konnte ich keinen ruhigen Gedanken fassen. Trauer und Gram verfinsterten mein Gemüth. An nichts fand ich Geschmack, die ganze Welt schien mir leer und öde, Menschen und Bücher widerten mich gleich sehr an. Ich wollte mit Beiden nichts zu schaffen haben, nur meinem träumerischen, entnervenden Grame wollte ich nachhängen, mich ganz darin vertiefen.

„Nie fehlte mir mein guter, herrlicher Woldemar mehr, als zu dieser Zeit. Ich schrieb ihm, ich bat ihn, zu mir zu kommen, mich aufzurichten, zu trösten. Zu meinem Schmerze konnte er

diesen heißen, brennenden Wunsch nicht erfüllen. Aber er schrieb mir, und gab mir die besten Rathschläge. „Arbeiten Sie, lieber Friedrich!“ rief er mir zu. „Arbeit ist das beste Heilmittel gegen alle Leiden der Seele.“

„Er hatte recht, vollkommen recht, das sah ich damals schon ein; aber die Kraft fehlte mir, seinem Rathe zu folgen. Wenn er mir selber zur Seite gestanden hätte, wär' es wohl anders gekommen, denn sein Einfluß auf mich war wirklich unbeschränkt. So aber verweichlichte ich mich täglich mehr, bis ich endlich ganz und gar die Kraft verlor, mich aufzuraffen und einen männlichen Entschluß zu fassen. Mein Hofmeister überließ mich mir selbst. Er war ein ganz guter Mensch, aber er hatte mir keine besondere Hochachtung einzuflößen gewußt. Das mochte er fühlen und hielt sich darum fern von mir.

„Ein halbes Jahr verging so. Meine Bücher standen und lagen, von Staub bedeckt und von Spinnegeweben überzogen, in meinem Studierzimmer. Es fiel mir nicht ein, Vergessenheit und Trost bei ihnen zu suchen. Mein liebstes war, im Garten zu sitzen, vor mich hin zu brüten, und gar nichts zu thun, aber auch rein gar nichts. Von meinem Abgange zur Universität war weiter nicht die Rede. Ich für meine Person dachte nicht daran, und mein Hofmeister erinnerte mich nur ein einziges Mal, daß es doch wohl Zeit sei, meine Reise nach Heidelberg anzutreten. Er wurde so kurz und barsch von mir zurückgewiesen, daß er nicht zum zweiten Male kam, sondern mich fortan ungestört meinen Weg gehen ließ.

„Wie lange dieser Zustand bei mir angedauert haben würde, wenn ich mir ferner so selber überlassen geblieben wäre, weiß ich nicht zu sagen. Ich wurde ihm durch eine Botschaft vom Fürsten Alexander entrissen, der mir befehlen ließ, ich solle ihn zu einer bestimmten Stunde besuchen. Wenn fürstliche Personen befehlen, so muß gehorcht werden. Wie unangenehm die

Störung mich berührte, ich konnte doch nicht umhin, der Einladung Folge zu leisten. Zur festgesetzten Zeit kleidete ich mich in schwarzen Frack und weiße Halsbinde, und fuhr am Schlosse vor. Der Fürst erwartete mich schon. Ich wurde augenblicklich in sein Kabinet geführt und auf das Gnädigste von ihm empfangen. Seine Durchlaucht reichte mir die Hand und ließ mich niedersitzen. Indem er mein blasses, abgehärmtes Gesicht betrachtete, schien er wirklich den herzlichsten Antheil an mir zu nehmen.

„Mein lieber Junge," sagte er dann, „wir haben Beide einen großen Verlust erlitten. Ihr Vater fehlt mir überall. Sie wissen wohl, er war mein bester Freund."

„Ich weiß, daß Durchlaucht sehr gnädig gegen ihn waren," erwiederte ich. „Sie verloren viel an ihm, denn es gab keinen treueren Diener; aber ich verlor noch mehr, den besten, treuesten Vater."

„Eine Thräne stieg mir heiß in's Auge, als ich diese Worte sprach, und Fürst Alexander mußte wohl meine tiefe Gemüthsbewegung bemerkt haben, denn er reichte mir noch einmal die Hand, und klopfte mich freundlich auf die Schulter.

„Ruhig, lieber Selten," sprach er. „Sie müssen Ihre Empfindungen zu beherrschen suchen. Gegen die Fügungen Gottes dürfen wir nicht murren, dürfen uns auch nicht einem unfruchtbaren Schmerze hingeben, sondern müssen ihm Widerstand leisten und ihn männlich zu bekämpfen suchen. Sie sind kein Knabe mehr. Sie haben dem Gedächtnisse des Vaters als guter Sohn Rechnung getragen, jetzt müssen Sie bedenken, daß auch das Leben seine Rechte hat. Ich höre, Sie überlassen sich einem entnervenden Trübsinne. Das darf nicht sein, darf nicht so fortgehen. Sie müssen sich aufraffen. Um Ihnen dieß zu sagen, ließ ich Sie zu mir kommen. Ich setze noch hinzu, daß Sie auf meine väterliche Fürsorge zählen können. Ich habe

Ihrem Vater versprochen, Ihnen beizustehen, und dem Sohne werde ich mein Versprechen halten. Sie hatten die Absicht, nach Heidelberg zu gehen, um zu studieren. Gehen Sie jetzt. Wenn Sie in die Residenz zurückkehren, so melden Sie sich bei mir. Ich werde Ihnen eine Stelle aufheben, die Sie an meine Person attachirt, und so Gott will, werden wir eines Tages eben so gute Freunde sein, wie ich und Ihr Vater es waren. Verstehen Sie mich?"

„Ich verstehe, Durchlaucht, und morgen reise ich nach Heidelberg," sagte ich.

„Gut, gut," sprach er zufrieden. „Reisen Sie in Gottes Namen. Aber mit der Residenz lassen Sie auch allen Gram und Trübsinn hinter sich. Sie sind jung, — freuen Sie sich Ihrer Jugend. Keine Kopfhängerei mehr! Ich liebe das nicht. Und wie gesagt: machen Sie sich keine Sorgen wegen der Zukunft. Ich wiederhole Ihnen: was ich dem Vater versprochen, werde ich dem Sohne halten. Adieu, mein lieber Geheim-Kabinets-Sekretär!"

„Da war die Stellung bezeichnet, in die ich nach meiner Rückkehr von der Universität eintreten sollte, und zum ersten Male wieder seit dem Tode meines Vaters fühlte ich eine lebhafte Regung von Freude in meinem Herzen, das ich schon halb erstorben glaubte.

„Durchlaucht sind allzu gnädig," stammelte ich, und küßte die Hand des gütigsten aller Fürsten. „Ich will mich bemühen, zu verdienen, was Durchlaucht mir huldreichst verleihen wollen!"

„Schon recht, schon recht!" sagte der Fürst mit freundlichem Lächeln. „Ich zweifle nicht, daß wir gute Freunde werden. Vergessen Sie nur nicht, daß Sie mir später möglichst Ihren Vater ersetzen sollen, der ein treuer Diener, aber auch ein kapitaler Gesellschafter und vollkommener Waidmann war. Lernen

Sie, was nöthig ist von dem gelehrten Krimskrams, aber sorgen Sie mir auch dafür, daß Sie nicht einen Hasen für eine Katze ansehen. Verstanden? Und nun Gott befohlen, junger Freund. Ich bleibe Ihnen in Gnaden gewogen!"

„Die Audienz war zu Ende. Ich stammelte noch einige Dankesworte, drückte meine Lippen auf die Hand meines gnädigsten Fürsten und Herrn, und verabschiedete mich. Als ich wieder in's Freie kam, fühlte ich mich wie berauscht. In meinem Innern war eine vollständige Umwälzung vorgegangen. Die wahrhaft natürliche Güte des Fürsten hatte mich umgewandelt. Die mir eröffneten Aussichten erschienen mir in rosigem Lichte, und ich kannte den Fürsten hinlänglich, um die festeste Ueberzeugung zu hegen, daß ich mich auf seine Versprechungen verlassen könne. Man mag sagen dagegen, was man will, es läßt sich dennoch nicht läugnen, daß die Atmosphäre um einen regierenden Herrn etwas ganz Eigenthümliches hat. So unabhängig ich war durch mein Vermögen, konnte ich mich doch den Eindrücken nicht entziehen, welche die persönliche Ansprache des Fürsten in meiner Seele hervorgebracht hatte. Meine erschlaffende, düstere Schwermuth war verschwunden, wie eine dunkle Wolke vor den Strahlen der Sonne schwindet. Nicht, daß ich meines Vaters gänzlich vergessen hätte, — keineswegs! Aber ich dachte Seiner nicht mehr mit jener hoffnungslosen, niederdrückenden Empfindung, die mir alle und jede Lebenslust geraubt hatte. Die Worte des Fürsten hatten mir wieder ein Lebensziel gegeben und den Vorsatz in mir erweckt, diesem Ziele mit Eifer entgegen zu streben.

„Kaum in mein Haus zurückgekehrt, gab ich Befehl, meinen Koffer zu packen. Mein Hofmeister war erstaunt über die Veränderung, die eine kurze Abwesenheit in mir bewirkt hatte. Seine erfreute Miene rührte mich; ich sah doch, daß er wirklich einigen Antheil an mir nahm, und bereute, ihn oft nicht achtend

und sogar mit abstoßender Kälte behandelt zu haben. Obgleich nicht eben der beste Führer für mich, war er doch im Grunde eine gute, treue, ehrliche Haut. Ich bot ihm die Hand hin; er ergriff sie schüchtern, und ich schüttelte die seinige herzlich.

„Es ist Alles in Ordnung, mein Freund," sagte ich zu ihm. „Morgen reise ich nach Heidelberg ab."

„Dem Himmel sei Dank!" erwiederte er, sichtlich angenehm überrascht. „Soll ich mich fertig machen, Sie zu begleiten?"

„Ich muß gestehen, daß ich daran noch nicht gedacht; überhaupt noch nicht daran gedacht hatte, was mit meinem Hofmeister geschehen sollte. Ihn mitzunehmen, verspürte ich nicht die geringste Lust, denn ich wollte in Heidelberg frei und mein eigener Herr sein, und glaubte überhaupt ein Gängelband nicht mehr zu bedürfen. Ihn ohne Weiteres verabschieden und fortschicken wollte ich aber auch nicht, denn er war, wie gesagt, eine gute Haut und hatte schon genug durch meine üble Laune leiden müssen. So wählte ich denn nach kurzem Besinnen einen Mittelweg.

„Nein," sagte ich, — „mitnehmen werd' ich Sie nicht, lieber Freund, aber ich werde so für Sie Sorge tragen, daß Sie zufrieden sein können. Einstweilen bleiben Sie hier im Hause und beziehen nach wie vor Ihren Gehalt fort. Was Ihre Zukunft anbetrifft, so will ich darüber mit meinem Vormunde, dem Staatsrath Buddeus sprechen. Ich muß ohnehin sogleich zu ihm. Sie können ganz ohne Besorgniß sein."

„Oh, ich bin mit Allem zufrieden," sagte der bescheidene, alte Knabe, — und ich fuhr zum Staatsrath Buddeus.

„Diesen Mann hatte mir das Ober-Vormundschafts-Gericht während der wenigen Jahre meiner Minorennität zum Vormunde gesetzt, da mein guter Vater bei seinen Lebzeiten keine Bestimmung darüber getroffen hatte. Ich kannte ihn nur oberflächlich. Er galt für einen Lebemann, mit dem sich um-

gehen lasse, gab häufig Gesellschaften, ließ viel Geld aufgehen, und hatte, wahrscheinlich aus diesem Grunde, alle Welt zu Freunden. Sein ziemlich großer Aufwand befremdete übrigens nicht, denn er war nicht verheirathet und bezog einen seiner Stellung angemessenen, sehr bedeutenden Gehalt. „Der Staatsrath kann es," sagten die Leute. „Er hat nicht Kind noch Kegel, und da hat er ganz recht, daß er sich das Leben angenehm zu machen sucht."

„Um mich hatte sich der Staatsrath bis dahin noch sehr wenig bekümmert. Einmal war er gekommen, um sich mir als meinen Vormund vorzustellen, und dann wieder einmal, um wegen der Anlage eines ziemlich bedeutenden Kapitals meine Ansicht zu hören. Ich hatte ihn in beiden Fällen kurz abgefertigt, denn in meiner damaligen Stimmung liebte ich die Störungen nicht, und seitdem war mir nichts wieder von ihm zu Ohren gekommen. Ich empfand einige Besorgniß, als ich bei ihm vorfuhr. Wenn er unfreundlich gegen mich gesinnt war, konnte er mir, als mein Vormund, mancherlei verdrießliche Umstände bereiten, und ich fühlte wohl, daß meine eigene Ungeschliffenheit gegen ihn kaum freundliche Gesinnungen hervorgerufen haben konnte. Um so angenehmer war ich überrascht, als er mir mit der lächelndsten, wohlwollendsten Miene von der Welt entgegen kam.

„Ah, mein lieber, junger Pflegebefohlener!" rief er mir zu, da ich in seine Stube trat, und schloß mich mit Wärme in seine Arme. „Erinnern Sie sich einmal Ihres Vormundes? Nun, freut mich sehr, Sie zu sehen! Brauchen Sie meinen Rath, meinen freundschaftlichen Beistand? Verfügen Sie ganz über mich! Ich denke, ich werde Ihnen keinerlei Veranlassung geben, über den grämlichen Vormund zu klagen!"

„Der Mann war die Liebe und Güte selber, und in meinen Gedanken bat ich ihm jede Unart ab, die ich mir gegen ihn hatte

zu schulden kommen lassen. Ich versuchte sogar eine mündliche Entschuldigung, aber er ließ mich gar nicht ausreden. „Kein Wort der Art, Freundchen!“ unterbrach er mich. „Halten Sie mich denn für einen Barbaren? Dem gerechten Schmerze um den Verlust eines guten und liebreichen Vaters würde ich noch ganz andere Dinge zu gut halten. Ihr Benehmen war ja das natürlichste von der Welt. Also keine Sylbe davon! Und jetzt, wenn ich fragen darf: was führt Sie zu mir?“

„Ich theilte ihm meinen Entschluß mit, nach Heidelberg zu gehen, wozu mich hauptsächlich die Unterredung mit dem Fürsten bestimmt habe, und ersuchte ihn um die Festsetzung meiner Studien-Gelder.

„Warum da etwas festsetzen, lieber Freund?“ entgegnete er mit dem wohlwollendsten Lächeln. „Können Sie denn wirklich glauben, daß ich Sie als Vormund irgendwie beschränken und belästigen werde? Nicht doch! Sie sind ja kein Kind mehr und reich genug, um in keiner Weise knausern zu müssen. Ziehen Sie Wechsel auf mich, so viel Sie wollen! Ich wette, daß Sie nicht die Hälfte von Ihren Zinsen verbrauchen, selbst wenn Sie ein wenig als Verschwender auftreten. Und dazu sind Sie ja beinahe gezwungen. Sie müssen Ihren Namen aufrecht erhalten, ihm Ehre machen. Also hierin keine Beschränkung, Freundchen! Geben Sie Geld aus, so viel Sie wollen, und versprechen Sie mir nur, Eines zu meiden!“

„Und was wäre das?“ fragte ich neugierig.

„Das Spiel!“ sagte er. „Spielen Sie niemals. Wenn Sie mir das versprechen, und, wie ich nicht zweifle, Ihr Versprechen halten, werden wir stets die besten Freunde sein!“

„Ich verspreche Ihnen mit meinem Ehrenworte, nie eine Karte in die Hand zu nehmen,“ erwiederte ich mit voller Aufrichtigkeit und dem festen Entschlusse, niemals und unter keinen Umständen mein Wort zu brechen. Ich habe es auch redlich

gehalten, obgleich mein damaliger Leichtsinn mich zu vielen anderen Verirrungen hinriß. Gespielt habe ich nie. Was den Staatsrath anbetrifft, so sprach er unverhohlen seine vollkommene Zufriedenheit mit meinem Versprechen aus.

„Nun bin ich ganz beruhigt," sagte er. „Im Uebrigen wiederhole ich Ihnen, genießen Sie Ihre Jugend, denn man ist leider nur einmal jung in seinem Leben. Geld können Sie bekommen, so viel Sie wollen."

„Ich traute meinen Ohren kaum, und war nicht wenig überrascht über die gefällige Zuvorkommenheit meines Herrn Vormundes, den ich jetzt, obgleich ich vorher einige Besorgnisse gehegt hatte, für einen höchst liebenswürdigen Mann zu halten anfing. Nachdem ich einmal Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, wurde es mir nicht schwer, auch meines alten Hofmeisters zu erwähnen.

„Wollen Sie ihn mit nach Heidelberg nehmen?" fragte der Staatsrath rasch. „Ich würde es nicht thun an Ihrer Stelle."

„Auch ich habe nicht die mindeste Lust dazu," erwiederte ich. „Aber der Mann hat seine Verdienste, ich möchte ihn nicht gern verabschieden, ohne für seine Zukunft gesorgt zu haben ..."

„Brav von Ihnen, junger Freund! Sehr brav!" unterbrach mich der Staatsrath. „Ueberlassen Sie die Sorge für ihn ganz ruhig mir. Ich denke, wenn er ein stilles, ruhiges Aemtchen bekommt, das seinen Mann ernährt, so wird er zufrieden sein."

„Ueberglücklich!" sagte ich. „Wie ich ihn kenne, wünscht sich der bescheidene Mensch nichts Besseres."

„Nun denn, der alte Regierungs-Kanzlist Pfeffer ist gestorben, wir schieben Ihren Mann ein, und die Sache ist in Ordnung. Abgemacht, mein Freund! Wünschen Sie sonst noch etwas?"

„Nichts! Ich kann Ihnen nur danken für alle bewiesene Güte und Freundlichkeit!“ sagte ich.

„Der Staatsrath wehrte ab, indem er mir den Mund mit der Hand zudrückte, und beim Abschiede begleitete er mich bis an meinen Wagen hinunter. Der Mann war in der That zum Erstaunen höflich. Ich befand mich kaum eine halbe Stunde wieder zu Hause, so schickte er mir zweihundert Louisd'or, „zur ersten Einrichtung in Heidelberg,“ wie er mir in einem Billettchen schrieb. Zugleich händigte mir der Ueberbringer ein Schreiben an meinen Hofmeister ein, welches dessen Anstellungs-Patent als Regierungs-Kanzlist bereits unterschrieben und untersiegelt enthielt. Der gute Mann war in der That überglücklich darüber, und dankte mir mit Thränen in den Augen für meine Verwendung. Wenn er gewußt hätte, der ehrliche Bursche! Ich war froh, daß ich ihn mit guter Manier abgeschüttelt hatte.

„Am anderen Morgen nahm ich Extrapost und fuhr nach Heidelberg. Ich fühlte mich frei, wie ein König, und mindestens eben so glücklich. Was fehlte auch zu meinem Glücke? Ich hatte Jugend, Gesundheit, Geld im Ueberfluß, die rosigsten Aussichten in die Zukunft. Nur Eines mangelte mir, aber ohne daß ich es merkte oder vermißte. Ein paar Quentchen mehr Verstand, als ich besaß, würden mir nicht geschadet haben. Aber diesen Mangel sollte ich erst später gewahr werden. Vor der Hand glaubte ich an Allem genug zu haben, was dem Leben Reiz verschaffen kann, und mit dieser Ueberzeugung gelangte ich nach Heidelberg. Mein Postillon schmetterte lustig in sein Horn, als wir durch die Straßen rasselten. Ich hielt einen flotten Einzug. Damals ahnte ich nicht, daß mein Auszug weniger flott ausfallen würde. Doch davon nachher. Jetzt wollen wir eine kleine Pause machen und eine Tasse Thee trinken. Ich habe mir schon die Kehle ganz trocken gesprochen.“

Drittes Kapitel.

Müssiggang.

Ein halbes Stündchen später fuhr der alte Herr in seiner Erzählung fort.

„Also nun war ich denn in Heidelberg," sagte er. „Es gefiel mir da ganz außerordentlich, denn es dauerte nicht lange, so hatte ich einen Kreis von guten Freunden um mich versammelt, die Alle mir Liebe und Treue für's ganze Leben schwuren. Es war kein Wunder, denn ich wirthschaftete lustig in den Tag hinein und ließ viel Geld aufgehen. Warum hätte ich sparen sollen? Ich streute Geld mit freigebiger Hand aus, und meine guten Freunde mußten auf meine Kosten mit. Wir ritten, wir fuhren, wir tafelten und vergeudeten unsere Zeit und mein Geld im schnödesten Müssiggange. Unsere Professoren in den Hörsälen bekamen uns nicht zu sehen; desto öfter sahen uns die Gast- und Schenkwirthe in Heidelberg und Umgegend. Kein Vierteljahr dauerte es, da waren meine zweihhundert Goldfüchse in Rauch aufgegangen, und ich mußte an meinen Vormund um neue Gelder schreiben. Ich empfing sie umgehend mit einem liebenswürdigen Briefe. Der Herr Staatsrath Buddeus lobte meine Sparsamkeit!

„Ich hatte Vorwürfe, wenigstens vernünftige Vorstellungen und allerlei gute Rathschläge erwartet, und siehe da, statt dessen ärndtete ich noch Lob ein. Wenn ich über meine gedankenlose und leichtsinnige Verschwendung einige Gewissensbisse gefühlt hatte, — und ich kann wohl sagen, ich hatte sie gefühlt, — so waren diese besseren Empfindungen nach Eingang des erwähnten Briefes und neuer dreihundert Goldfüchse rein ver-

schwunden. Ich ergab mich vollends dem Müssiggange und — Jedermann kennt das Sprichwort: Müssiggang ist aller Laster Anfang. Zwar, — denn ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin oder damals war, — geradezu lasterhaft wurde ich nicht; ich beschmutzte meine Seele nicht mit Gemeinheiten, und hielt mich fern von rohen Ausschweifungen, aber — gewissenlose Zeitvergeudung war und blieb mein Leben doch. Einmal in den Strudel der Zerstreuungen hinein gerissen, fand ich weder Lust noch Sammlung zu nützlicher Beschäftigung. Ein paar Mal versuchte ich es, mich zu meinen Büchern zu setzen; aber die Arbeit, das Denken, das Lernen schmeckte nicht. So gab ich's denn auf, und vertröstete mich auf die Zukunft. „Ein Jahr," sagte ich zu mir, „willst du lustig leben, dann aber dich zu deinem künftigen Berufe vorbereiten."

„Ja, wenn man nur erst etwas auf die lange Bank schiebt, sich der Zukunft getröstet! Wer die Gegenwart nicht festhält, wird nimmermehr die Zukunft erhaschen. Diese Erfahrung sollte ich auch noch machen. Vorläufig beruhigte ich mich mit meinem guten Vorsatze und fuhr fort, so leichtsinnig meine goldenen Tage der Jugend zu verschleudern, als ob ich jeden Augenblick dieselben nach Gefallen zurückrufen könnte. Es war ein sündhaftes Leben, das ich damals führte.

„Um jene Zeit, beim Beginn meines zweiten Semesters, das ich in Heidelberg zubrachte, lernte ich einen jungen Mann kennen, dem ich beim ersten Erblicken meine Neigung zuwendete. Er hieß Schmidtberg, kam von Göttingen, wo er bereits zwei Jahre studiert hatte, und wollte sich noch ein letztes Jahr in Heidelberg mit den Wissenschaften beschäftigen. Habe ich je einen Menschen gekannt, der Alles in sich vereinigte, um für sich zu gewinnen und einzunehmen, so war es dieser junge Mann. Schön wie ein Apollo und kräftig wie Vulkan, vereinigte er Anmuth und Stärke in einem gesunden Körper. Aber diese

äußeren Vorzüge waren nur Nebensache bei reichen, geistigen Schätzen seines Inneren. Man wußte nicht, sollte man mehr seinen Witz, seinen Geist, seine Gelehrsamkeit, oder seinen edlen, sittenreinen und hohen Charakter bewundern. Dabei war er tapfer, wie Achilles, der beste Fechter und der beste Pistolenschütze. Er bewies uns das gleich zu Anfang.

„Ein Raufbold, bekannt als guter Schläger, suchte in trunkenem Uebermuthe Händel mit ihm. Ich und mehrere von meinen Freunden waren zugegen, und ich hatte schon ein so lebhaftes Interesse für Schmidtberg gefaßt, daß ich ihm einen Wink gab, er möge sich vor dem Raufbolde in Acht nehmen.

„Laß ihn nur, Selten," flüsterte er mir zu. „Ich habe schon mit Schlimmeren zu thun gehabt, und einmal mit diesem da fertig, werden mich die Anderen in Ruhe lassen."

„Mit Gleichgültigkeit wehrte er die Sticheleien des Buben ab und antwortete darauf im höflichsten Tone. Der freche Händelsucher mochte dieß gelassene Wesen für Furchtsamkeit halten. Er rückte Schmidtberg näher auf den Leib, und gab ihm absichtlich einen Stoß mit dem Ellenbogen. Das war dazumal eine Beleidigung, die nur durch einen Zweikampf gesühnt werden konnte, und wir Alle erwarteten, Schmidtberg würde aufspringen und den Unverschämten auf der Stelle züchtigen. Statt dessen sagte er höflich zu seinem Beleidiger: „Ich bitte, mein Herr, nehmen Sie sich ein wenig in Acht. Sie brauchen mich ja nicht zu stoßen, da Platz genug für uns Beide hier ist."

„Einen vernünftigen Menschen würde diese höfliche Ruhe ohne Zweifel zur Besinnung und besseren Einsicht gebracht haben. Den Händelsucher machte sie nur noch frecher. Absichtlich trat er Schmidtberg mit dem Absatze seines Stiefels auf den Fuß, und rief mit höhnischer Lache: „Daß man aber auch überall auf Hasenbeine treffen muß!"

„Jetzt plötzlich erhob sich Schmidtberg von seinem Stuhle,

und mit einer Ruhe, als ob nichts geschehen wäre, sagte er: „Sie haben Recht, Herr Hasenfuß. Aber wissen Sie was? Gebrauchen Sie Ihre Füße zum Laufen! Sie sind hier überflüssig, da Sie sich als ein ungeschliffener Flegel betragen."

„Mit diesen Worten nahm er den Burschen am Arme, drückte ihn mit einer Kraft, die dem Menschen einen Schmerzensschrei auspreßte, und warf ihn so gelassen zur Thür hinaus, als ob er es nur mit einem unartigen kleinen Kinde zu thun gehabt hätte. Zwar kehrte Herzfeld, so hieß der Händelsucher, sogleich wuthschäumend wieder zurück und stürzte auf Schmidtberg los, um gemeine Rache zu üben, — aber Schmidtberg hielt ihn ohne besondere Anstrengung auf Armeslänge von sich ab und ließ ihn los, obgleich Herzfeld wie ein Schmetterling an der Nadel zappelte.

„Keine Pöbelhaftigkeit weiter," sagte Schmidtberg ernster zu ihm. „Wenn Sie Genugthuung für den Schimpf suchen, den Sie übrigens verdient haben, verdient, verstehen Sie recht, — so bin ich morgen bereit, Ihnen Genugthuung mit den Waffen in der Hand zu geben, obgleich ich das Duell um solcher Lappalien willen, wie diese da, von ganzem Herzen verachte. Aber wenn man unter Wölfen ist, so muß man mitheulen; doch hoffe ich, es wird an einem Male genug sein."

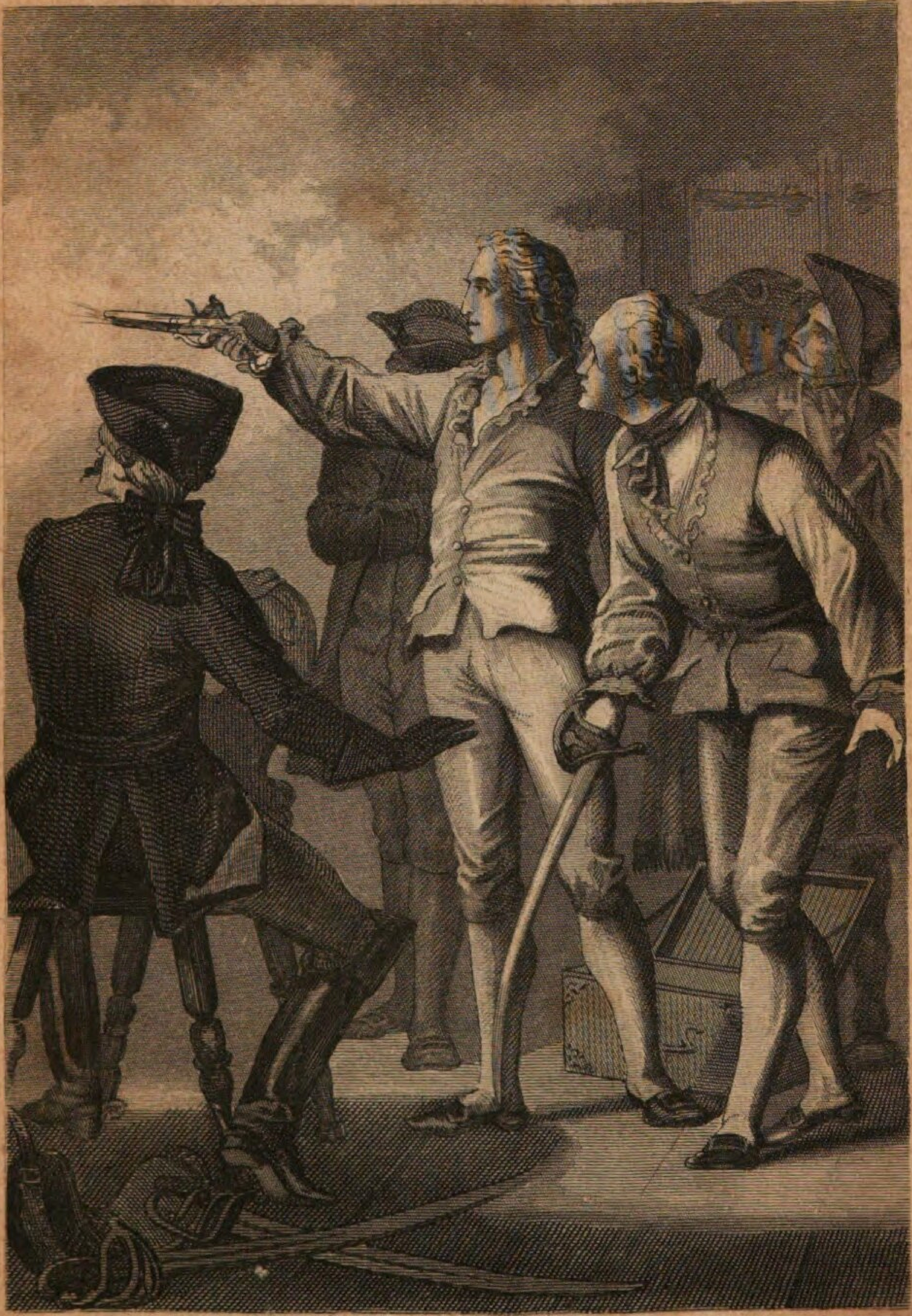
„Sie müssen sich mit mir schlagen, Herr!" schäumte Herzfeld!"

„Recht gern! Morgen!" versetzte Schmidtberg.

„Erst krumme Säbel und dann Pistolen!"

„Mir auch recht, wenn Sie die Narrheit voll machen wollen. Auf morgen also! Für heute lassen Sie uns nun aber gefälligst in Ruhe!"

„Herzfeld schien Lust zu haben, noch ferner Spektakel zu machen. Wir anderen Alle aber nahmen Schmidtbergs Partei, da er sich wirklich mit bewunderungswürdiger Ruhe benommen



hatte, und mußte der Raufbold endlich abziehen. Kaum war er fort, so boten sich fünf oder sechs von uns Schmidtberg zum Sekundanten an; ich auch. Mich nahm er.

„Hole mich morgen früh um acht Uhr ab zu dem Possenspiele," sagte er, und dann war weiter keine Rede von dem bevorstehenden Zweikampfe, so ernsthaft derselbe bei den gewählten tödtlichen Waffen auch ausfallen konnte. Schmidtberg war ruhig, heiter, gelassen, scherzhaft, witzig, wie immer. Er schien sich die ganze dumme Geschichte vollständig aus dem Sinne geschlagen zu haben, und vermied sorgfältig jede Anspielung darauf.

„Nun, am folgenden Morgen ging das Duell vor sich, und ich muß sagen, es war das merkwürdigste, das mir je in meinem Leben vorgekommen ist. Schmidtberg ließ alle üblichen Vorbereitungen treffen, und erst als er mit der blanken Waffe seinem wüthenden Gegner auf der Mensur gegenüber stand, sagte er ein paar Worte, die eine völlige Nichtachtung gegen das Duell ausdrückten.

„Fangen Sie die Kinderei an," sprach er zu Herzfeld. „So lächerlich es ist, müssen wir doch wie große Schuljungen ein paar Scharten in die Klingen hacken. Schade um die hübschen Säbel!"

„Der meinige soll wohl noch etwas Anderes hacken, als Scharten," schrie Herzfeld wüthend, und machte einen furchtbaren Ausfall auf Schmidtberg. Dieser parirte mit Leichtigkeit und ließ Herzfeld immer zuhauen, ohne nur einen einzigen Hieb zu erwidern. Er vertheidigte sich nur, aber mit einer Gewandtheit, die uns Zuschauer, — und es waren derer ein zwanzig bis dreißig zugegen, mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte.

„Hacken Sie zu, Herr! Noch ein Weilchen will ich's Ihnen

gestatten!" sagte Schmidtberg lächelnd, als sein Gegner erschöpft eine Pause machte.

„Gestachelt durch diese Verhöhnung fuhr Herzfeld von Neuem los, und bot seine ganze Fechtkunst auf, um Schmidtberg eine Wunde beizubringen. Aber dieser lachte nur über seinen Zorn und wehrte spielend jeden Angriff ab. Endlich, nachdem dieß Spiel wohl eine Viertelstunde oder länger gedauert hatte, sagte er: „Nun mag's genug sein! Sie haben Ihr Vergnügen gehabt. Halten Sie den Säbel jetzt recht fest, oder er fliegt in den nächsten fünf Sekunden dort links zum Fenster hinaus."

„Wir hielten diese Worte für eine leere Prahlerei, aber weiß Gott, wie es zuging, keine fünf Sekunden dauerte es, so splitterte das Fenster, Herzfelds Säbel flog hinaus und klirrte auf das Steinpflaster des Hofes nieder. Wir standen Alle, wie die Bildsäulen, Herzfeld schäumte vor Grimm.

„Nun zu den Pistolen!" sagte Schmidtberg, indem er mit der gleichgültigsten Miene, als ob nichts geschehen wäre, den Säbel bei Seite stellte. „Rasch ein wenig, wenn ich bitten darf. Ich muß in's Colleg und habe nur noch eine halbe Stunde Zeit."

„Aber ich habe den ersten Schuß!" schrie Herzfeld wüthend. „Ich bin der Beleidigte."

„Ja doch, Sie sollen zwei zuerst haben," erwiederte Schmidtberg. „Nur rasch!"

„Wir Anderen wollten das zweite Duell verhindern. Da unsere Bemühungen am Eigensinne Herzfeld's scheiterten, so bestand ich darauf, daß Schmidtberg den ersten Schuß haben müsse, weil er durch die Insolenzen Herzfeld's zum Duell gezwungen worden sei.

„Freilich bin ich gezwungen," sagte Schmidtberg. „Aber es thut nichts. Laß ihn nur schießen, Selten, — zwei Mal, meinetwegen. Ich will es!"

„Es half kein Dawiderreden. Die Pistolen in der Hand standen sich die Duellanten gegenüber. Schmidtberg sah im höchsten Grade gleichgültig aus. Herzfeld's Hand zitterte, — ob vor Furcht oder von der Anstrengung des vorhergehenden Säbelkampfes, ließ sich nicht entscheiden. Der Schuß krachte.

„Gefehlt!" sagte Schmidtberg. „Jetzt geschwind noch einmal."

„Rasend vor Scham, Wuth, auch wohl Angst schoß Herzfeld feigerweise ein zweites Mal, fehlte aber ebenfalls wieder.

„Das wußte ich!" sagte Schmidtberg gelassen. „Jetzt mir die Pistolen. Der erste Schuß gilt dem Nagel dort in der Wand, der zweite dem braunen Aste dort inmitten der Thür."

„Fast zu gleicher Zeit, ich glaube, Schmidtberg sprach noch, knallten die Pistolen. An der Stelle des Nagels saß die eine Kugel in der Wand, und wo eben noch der Ast gesessen hatte, fand sich ein kleines, rundes Loch in der Thür. Herzfeld sah todtenbleich aus, wir Anderen starrten vor Ueberraschung. Schmidtberg legte die Pistolen in den Kasten.

„Nun, meine Herren," sagte er dann, indem er sich zu uns wendete, — „ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich ein Duell weder fürchte, noch zu fürchten brauche. Um so rückhaltsloser spreche ich darum meine Verachtung und meinen Abscheu gegen diese Barbarei aus finsteren Zeiten aus. Das Duell ist eine Nichtswürdigkeit, und eine Sünde gegen Gott ist es, das Leben um elender Lappalien willen auf's Spiel zu setzen. Es ist ein feiger Mord, wenn ich einen Menschen niederschieße, da ich bei einiger Uebung und Ruhe mit Sicherheit wissen kann, daß meine Kugel treffen muß. Und zu Nichtswürdigkeiten und Verbrechen werden Sie mich hoffentlich nicht wieder zwingen wollen, meine Herren!"

„Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, verbeugte sich höflich und ging. Ziemlich verdutzt schauten wir hinter ihm drein.

„Bei Gott!“ sagte Herzfeld nach einer Weile mit bewegter Stimme; — „ich glaube, er hat recht. Das Duell ist eine Feigheit und eine Nichtswürdigkeit, wenn es um elender Lappalien willen herbeigeführt wird. Ich schwöre, nie wieder Händel zu suchen, es müßte denn sein, daß Jemand Schmidtberg zu Leibe wollte. Das ist ein braver Junge! Kein braverer in ganz Heidelberg! Und es thut mir wahrlich Leid, daß ich ihn wie ein rechter Flegel gereizt habe!“

„Keiner von uns wunderte sich über diese plötzliche Umwandlung Herzfeld's, denn seines Gegners ganzes, hochherziges Benehmen hatte auf jeden Anwesenden den tiefsten Eindruck gemacht. Ich für mein Theil schwärmte von Stund' an für Schmidtberg, und faßte den Entschluß, ihn zu meinem Freunde zu machen, koste es auch, was es wolle.

„Von jener Zeit her schrieb sich denn auch wirklich unsere Freundschaft. Ich ließ nicht nach, mich an Schmidtberg zu drängen und mich ihm anzuschließen, obgleich er anfangs meine sichtliche Bewerbung um seine Freundschaft ziemlich kühl aufnahm. Nicht, daß er mich gradezu von sich gestoßen hätte. O nein. Er war jederzeit freundlich gegen mich, nannte mich einen guten Jungen, schenkte mir aber weder sein Vertrauen, noch vergalt er meine Zuvorkommenheiten mit gleicher Münze. Ich zweifle, ob es mir je gelungen wäre, ihn zu meinem wirklichen Freunde zu machen, wenn mich nicht ein für Schmidtberg betrübendes Ereigniß in meinen Bemühungen unterstützt hätte.

„Ich ging eines Morgens in seine Wohnung, und traf ihn in ungewöhnlicher Aufregung. Seine Augenlider schienen geröthet, als ob er geweint hätte. In seinem Zimmer sah es unordentlich aus. Wäsche und Kleidungsstücke lagen bunt durch einander herum. Auf zwei Stühlen stand ein halb voll gepackter Koffer.

„Schmidtberg, was gibt's hier?" rief ich ihm zu. „Du willst verreisen?"

„Ja, auf Nimmerwiederkehr," antwortete er mir mit gepreßter Stimme.

„So ist etwas vorgefallen, was dich schmerzlich getroffen hat!" sagte ich theilnehmend. „Schmidtberg," fügte ich mit aller Herzlichkeit, die mir zu Gebote stand, hinzu, — „du kennst mich, du weißt, daß ich dein Freund bin, wie du keinen treueren in der Welt finden wirst, — vertraue mir an, was dich so sichtlich verstört, so plötzlich von hier forttreibt. Ich schwöre dir, daß ich dein Vertrauen nicht mißbrauchen werde."

„Er sah mich mit einem eigenthümlichen Blicke an, als ob er mich bis auf den Grund meiner Seele prüfen wollte. Dann kam er plötzlich auf mich zu und drückte mir die Hand.

„Ja, du bist ein guter Junge, Selten, ich weiß es," sagte er. „Da, lies diesen Brief! Er erklärt dir Alles."

„Ich las, — eine Urias-Botschaft. Sein Vater schrieb ihm aus dem Schuldgefängnisse. Ein fremder Bankerott hatte ihn um Alles gebracht, um mehr, als Alles, hatte ihn in eine schwere Schuld gestürzt. Es handelte sich um zweitausend Thaler. Sein harter Gläubiger hatte ihn festnehmen lassen. Betroffen und voll Mitleids reichte ich Schmidtberg den Brief wieder hin.

„Was willst du nun beginnen?" fragte ich.

„Erräthst du es nicht, Selten?" erwiederte er. „Nach Hause eilen, den Gläubiger meines armen Vaters aufsuchen, ihn bitten, beschwören, meinem Vater die Freiheit wiederzugeben und dann arbeiten als Holzhacker, als Taglöhner, bis die traurige Schuld getilgt ist."

„Er sprach im Ernste und ich sah wohl, er war mit sich einig. Ein hartes Loos traf ihn. Dicht am Ziele seiner Be-

strebungen, — denn er war eben im Begriff, sein Staats-examen zu machen, — wurde er aus seiner Laufbahn heraus-gerissen, um, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Kampfe mit dem widrigsten Geschicke zu Grunde zu gehen. Das durfte nicht geschehen. Im Nu hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Gelassen nahm ich die schon eingepackten Kleider aus dem Koffer, legte sie in die offen stehenden Schränke und Kasten, und stellte den Koffer bei Seite. Schmidtberg blickte auf mich, als ob ich verrückt geworden wäre. „Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Das soll bedeuten, daß ich dein Freund bin, daß du hier bleibst, daß du dein Examen machst, und daß du deinem Vater zu allem Unglücke nicht auch noch den Kummer bereitest, deine ganze Zukunft zu Grunde zu richten. Vermuthlich,“ fuhr ich fort, „ist dir unbekannt, daß ich sehr reich bin. Ich schieße dir auf unbestimmte Zeit fünftausend Thaler vor, oder zehntausend, zwanzigtausend, so viel du brauchst und haben willst, und gelegentlich zahlst du mir die Summe zurück.“

„Bist du von Sinnen, Selten?“ schrie er mich an.

„Nicht die Spur, Freund,“ erwiederte ich. „Gib mir nur ein Blatt Papier, ich stelle dir eine Anweisung auf meinen Vormund aus, und das Geschäft ist gemacht. Wie viel willst du?“

„Nichts, Mensch! Meinst du, ich könne deine leichtsinnige Gutmüthigkeit mißbrauchen? Du verkennst mich.“

„Nicht doch, ich kenne dich ganz genau!“ sagte ich ruhig. „Ich bin überzeugt, daß du in diesem Augenblicke, wo ein Freund dir die Hand bietet, nicht an dich, sondern nur an deinen Vater denken wirst.“

„Das traf. Während er noch mit sich kämpfte, setzte ich mich an seinen Schreibtisch, warf eine Anweisung auf fünftausend Thaler auf's Papier, ließ sie auf dem Tische liegen und griff nach meiner Mütze. Aber er ließ mich nicht gehen. Bevor ich

die Thür öffnen konnte, umschlang er mich mit seinen Armen und preßte mich an seine Brust.

„Selten," rief er, „von dieser Stunde an Freunde auf Tod und Leben! Ich nehme dein Geschenk an, denn mein Vater muß gerettet werden. Aber erst Morgen. Bis dahin besinne dich."

„Gut," sagte ich, „aber du gibst mir dein Ehrenwort, dann auch keine Umstände mehr zu machen."

„Er versprach es. Am folgenden Tage wurde das Geld fortgeschickt, und nun war keine Rede wieder davon zwischen uns Beiden.

„Aber einen Freund hatte ich an Schmidtberg gewonnen, einen wahren Freund, der mir über mein nichtsnutziges Drohnen-Leben die Augen öffnete. Er zog mich allmählig von meinen Zerstreuungen ab, vertiefte sich mit mir in wissenschaftliche Gespräche, und suchte mir auf alle Weise Geschmack an einer geregelten Thätigkeit beizubringen, die er für die alleinige Quelle wahren und ächten Lebensgenusses erklärte.

„Vielleicht, hätte er nicht bald darauf Heidelberg verlassen, um in den Staatsdienst einzutreten, vielleicht, sage ich, wäre es ihm gelungen, mich damals noch zu einem ordentlichen Menschen umzuwandeln. Aber es sollte nicht sein. Ich sollte die bittere Lehrschule des Lebens durchmachen, um durch sie über meine Irrthümer aufgeklärt zu werden. Beim Abschiede ermahnte mich Schmidtberg zum letzten Male mit Ernst und Eindringlichkeit zur Umkehr und zum standhaften Beharren auf dem rechten Wege.

„Verlaß dich nicht zu sehr auf deine Glücksgüter und die Gnade deines Fürsten," sagte er. „Nichts ist wandelbarer, als solche Güter. Eine Laune kann dir Ungnade, ein Zusammentreffen sehr möglicher Umstände Armuth zuziehen. Gute Gewohnheiten und Kenntnisse nimmt dir Niemand.

Du hast ein braves Herz, Selten, aber deine Charakterschwäche taugt nichts. Sie kann dich in's Elend stürzen. Arbeit erhält! Und nun behüte dich Gott!"

„Das waren seine letzten Worte zu mir. Im nächsten Augenblicke rollte der Postwagen davon, und manches Jahr verging, ehe ich Schmidtberg wiedersah. Davon später.

„Nach der Entfernung meines Freundes kehrte meine alte Unstätigkeit bald wieder zurück. Ich suchte Ersatz für seinen Verlust bei anderen Jünglingen meines Alters, und das führte ganz natürlich wieder zu meiner früheren nichtsnutzigen Lebensweise. Laßt mich rasch über die nächsten Jahre hinweggehen, die eben vergeudet wurden, wie so manches andere goldene Jahr meiner Jugend. Das Ende vom Liede in Heidelberg war, daß ich wegen verschiedener, toller Streiche, als das Prügeln von Nachtwächtern und dergleichen, den guten Rath erhielt, mich eiligst davon zu machen. Ich sah selber ein, daß mir nichts weiter mehr übrig blieb, und überdieß hatte auch das Leben auf der Universität allen Reiz für mich verloren. Ich war übersättigt. Meine Verweisung, die mir in mildester Form zu Theil geworden, kümmerte mich übrigens sehr wenig. Ich verließ mich auf den Fürsten. Ein Examen konnte ich nicht machen, aber das war ja auch nicht nöthig, da mich der Fürst gleich in seine persönlichen Dienste anzustellen versprochen hatte. Uebrigens kannte ich die Ansichten und Liebhabereien Seiner Durchlaucht. Ich war ein guter Reiter, ein guter Jäger, und meine Kameraden hatten mir immer damit geschmeichelt, daß ich der angenehmste Gesellschafter von der Welt sei. Weiter verlangte der Fürst nichts. Große Gelehrsamkeit gehörte nicht dazu, seine Gunst zu erwerben. Also machte ich mir keine Sorgen, verließ Heidelberg ganz im Stillen, und reiste wohlgemuth nach der Residenz ab. Unterwegs wiegte ich mich in angenehme Träume ein. Das Leben bei Hofe war mir etwas Neues, ich versprach

mir viel Vergnügen davon, sah mich schon in gestickter Galla-Uniform durch die fürstlichen Säle gleiten, und von des Fürsten Gunst vor Allen ausgezeichnet werden. Gewiß erregte meine Ankunft in der Residenz einiges Aufsehen, denn ich war jung und reich, und gedachte ein angenehmes Haus zu machen. Kurz, in der rosigsten Stimmung von der Welt langte ich zu Hause an.

„Da gab es aber einen Strich durch die Rechnung. Ich fand die Residenz in der größten Aufregung. Was sie herbeigeführt hatte, sollt Ihr nachher erfahren, Kinder. Jetzt erst zu unserem einfachen Butterbrode.“

Viertes Kapitel.

Die Anker brechen.

„Also ich fand die Residenz in großer Bewegung,“ nahm der alte Herr von Selten nach einem Weilchen seine Erzählung wieder auf. „Schon bei der Einfahrt in das Thor wunderte ich mich über die aufgeregten Gesichter vieler Leute, die gruppenweise auf der Hauptstraße beisammen standen. Diese Gruppen mehrten sich, je näher ich dem Schlosse kam; vor dem Schlosse standen sie am zahlreichsten. „Vielleicht eine Festlichkeit bei Hofe,“ dachte ich. „Da kommst du ja grade zu gelegener Zeit.“

„Ohne Ahnung von etwas Besorglichem fuhr ich in das Portal meines Hauses ein, das angelweit offen stand. Mein Wagen rasselte tüchtig auf dem Steinpflaster, mein Postillon blies, als ob er seine Lunge sprengen wolle, aber kein Portier,

kein Diener ließ sich blicken. Erst, als der Postillon bereits seine Pferde ausgespannt hatte, kam Einer von den Burschen herbeigerannt und machte große Augen, als er mich und meinen Wagen im Hofe erblickte.

„Das ist ja eine saubere Wirthschaft hier, Kerl!“ schrie ich ihn an. „Wo stecken die Anderen?“

„Halten zu Gnaden, Herr,“ gab mir der Bursche kleinlaut zur Antwort. „Sie sind Alle nach dem Schlosse, um zu hören, ob es wahr ist.“

„Was wahr?“

„Herr Jesus, wissen Sie's denn noch nicht, gnädiger Herr? Unseren Fürsten hat plötzlich der Schlag gerührt. Er ist todt! Sein Kammerdiener selber hat es mir gesagt. Seit einer Stunde bemühen sich die Aerzte, ihn in's Leben zurückzurufen, aber vergebens. Er ist wirklich todt!“

„Meine Bestürzung über die so unerwartete und unwillkommene Nachricht kann man sich denken. Ich stand da wie eine Bildsäule, als ob auch mich selber der Schlag gerührt hätte. „Unmöglich!“ stammelte ich und konnte zugleich doch kaum zweifeln, daß mir mein Diener die Wahrheit berichtete. Die aufgeregten Menschengruppen in der Straße und vor dem Schlosse waren mir nun erklärt. Es handelte sich nicht um ein Hoffest, sondern um eine allgemeine Trauer, denn der Fürst war bei seinen Unterthanen sehr beliebt. Noch hoffte ich aber, es möchte nicht ganz so schlimm stehen, wie mein Diener behauptete. Die Aerzte waren noch im Schlosse versammelt; der Leibarzt war mir persönlich als der Hausarzt meines seligen Vaters wohl bekannt; von ihm konnte ich jedenfalls die sichersten Nachrichten bekommen. Also, ohne mir Zeit zu nehmen, meine Kleider zu wechseln, eilte ich nach dem Schlosse.

„Die mit bestürzten Mienen umherstehenden Lakaien wiesen mich zurecht. Ich gelangte in das Zimmer, wo der Fürst lag.

Ein Blick genügte mir, um das Schlimmste bestätigt zu sehen. Mein hoher Gönner war wirklich verschieden, die Stütze, auf die ich mit unerschütterlicher Zuversicht gerechnet hatte, war in dem Augenblicke gebrochen, wo ich ihres Beistandes bedurfte. Die Aerzte standen rathlos um das Bett herum, und hatten ihre Bemühungen als gänzlich fruchtlos aufgegeben. Der Leibarzt zuckte die Achseln, als Einer von seinen Kollegen noch einen letzten Versuch vorschlug, und griff nach seinem Hute. Ich stürzte auf ihn zu und hielt ihn am Arme fest. „Also wirklich keine Hoffnung? Keine?"

„Keine, mein junger Freund!" entgegnete der Leibarzt. „Seine Durchlaucht sind zu Ihren Vätern versammelt. Er starb einen schönen Tod, kurz und schmerzlos. Kommen Sie, wir können hier nichts mehr helfen."

„Ich folgte ihm in einer Art von Betäubung. Der Schlag hatte mich hart getroffen, denn ich hatte so schöne, so glänzende Hoffnungen auf die unwandelbare Gunst des Fürsten gebaut. Diese reichen Hoffnungen hatte ein Augenblick zerstört. Sehr niedergeschlagen kehrte ich nach meinem Hause zurück, und trauerte über mein ungünstiges Geschick. Niemand im ganzen Lande beweinte den Tod des Fürsten wohl mit aufrichtigeren Thränen, als ich. Ich fühlte mich ganz verstört. Drei Tage verflossen mir, wie in einem Traume. Erst das feierliche Begräbniß des Fürsten weckte mich aus meiner Versunkenheit. Ich folgte in einem Trauerwagen dem Zuge, und betete an dem Grabe meiner Hoffnungen.

„Leider konnte ich mir nicht verhehlen, daß das Abscheiden des Fürsten meine Lage wesentlich verändert hatte. Auf den Nachfolger meines gnädigen Herrn konnte ich nicht rechnen, denn ich stand in keiner persönlichen Beziehung zu ihm. Also mußte ich, wenn ich in den Staatsdienst eintreten wollte, die gewöhnlichen Mittel und Wege einschlagen, mich bei der Behörde

melden, ein Examen machen und geduldig abwarten, bis die Reihe an mich kam, angestellt und beschäftigt zu werden. Dieser Gang der Dinge behagte mir nicht, denn leider war ich mir bewußt, daß ich nimmermehr die erforderliche Prüfung würde bestehen können.

„Aber was sollte ich thun? Ohne Ziel und Zweck von den Zinsen meines Vermögens in die Welt hinein leben? Davor ekelte mir. Wieder auf die Universität gehen und nachholen, was ich versäumt hatte? Davor graute mir und, was das Schlimmste war, ich konnte mir nicht verhehlen, daß es überhaupt zu spät dazu sei. Die Zeit war einmal versäumt und ließ sich nicht zurückrufen.

„Da stand ich denn ohne einen vernünftigen Plan für die Zukunft, ohne irgend eine Aussicht, mich einmal der Welt nützlich machen zu können, und zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich die ganze Bitterkeit der Reue über meine ruchlos vergeudeten Jugendjahre.

„Endlich dachte ich an meinen Vormund, den Staatsrath Buddeus. Vielleicht konnte Er mir helfen, mir einen guten Rath ertheilen, mir wohl gar ohne Examen und sonstige Vorbereitungen eine ehrenwerthe Laufbahn eröffnen. Ich eilte zu ihm und trug ihm meine Wünsche vor, ohne ihm zu verhehlen, daß ich vollkommen unfähig sei, ohne besondere Protection vorwärts zu kommen. Er hörte mich ruhig an. Als ich ausgeredet, ihm mein ganzes Herz geöffnet hatte, ergriff er meine Hand und drückte sie mit theilnehmender, mitleidsvoller Miene.

„Armer, junger Freund," sagte er, „wie bedaure ich Sie! Der Tod des hochseligen Herrn konnte nicht ungelegener für Sie kommen. Nur acht, nur drei Tage später, und Sie waren in Amt und Würden, die Ihnen Niemand wieder nehmen konnte. Jetzt wird es schwer fallen, Ihnen eine Stellung anzuweisen, ja, es ist schlechthin keine Hoffnung dazu, gar nicht

darauf zu rechnen. Der hochselige Herr gab nichts auf Stubengelehrsamkeit, er war ein praktischer Mann, der praktische Leute wollte; der jetzt regierende Fürst ist grade das Gegentheil von ihm. Er nimmt es sehr streng mit Förmlichkeiten und Gunstbezeugungen liebt er nicht. Erst gestern hat er sich im Staatsrathe sehr scharf über diesen Punkt ausgesprochen. Er will, daß im Staatsdienste nur derjenige den Vorzug erhalten soll, der am fähigsten und kenntnißreichsten ist. Auf Stand, Vermögen und andere solche Aeußerlichkeiten soll nicht die mindeste Rücksicht mehr genommen werden. Wenn Sie also, mein junger Freund, kein Examen bestehen können, so geben Sie nur in Gottes Namen den Staatsdienst auf. Uebrigens, warum grämen Sie sich darüber? Zum Glück haben Sie Geld und sind reich genug, um die Gunst des Fürsten und den mageren Gehalt eines Staatsdieners entbehren zu können."

„Aber das nutz- und fruchtlose Leben einer Drohne führen!" rief ich aus. „Das ist schrecklich!"

„Nicht doch, nicht doch, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten!" sagte er gutmüthig. „Sie haben Einiges versäumt, das ist wahr, und ich will Sie auch keineswegs dafür loben, aber — verloren ist deßhalb noch nichts. Wenn man ein so bedeutendes Vermögen besitzt, wie Sie, so kann man sich auch ohne Staatsdienst eine Lebensbahn ebnen, die zugleich nützlich und angenehm ist. Aber bei Ihrer Jugend würde ich nicht dazu rathen, sogleich eine Entscheidung zu treffen. Lernen Sie erst noch die Welt und die Menschen kennen, sammeln Sie Erfahrungen, und lassen Sie dabei allmählig Verstand und Urtheilskraft reifen. Es fehlen noch zwei Jahre an Ihrer Mündigkeit. Benutzen Sie diese Jahre zu einer großen Reise. Gehen Sie nach England, nach Frankreich, nach Italien! Reisen ist Leben! Auf Reisen sammelt man Schätze, die Einem zu Hause ewig fremd bleiben. Nach zwei Jahren kehren Sie zurück, haben sich

die Hörner, so zu sagen, ein wenig abgelaufen, und ohne Zweifel auch irgend einen besonnenen und ruhigen Entschluß für die Zukunft gefaßt. Glauben Sie mir, dieß ist das Beste für Sie! In einer Art mag es sogar gut für Sie sein, daß der Fürst gestorben ist. Ein Diener, wenn auch ein Staatsdiener, ist und bleibt doch immer der Knecht seines Herrn! Warum Knecht sein wollen, wenn man Herr sein kann, Herr seines Lebens und Schicksals? Ich wiederhole Ihnen: Reisen Sie! Geld haben Sie genug dazu!"

„Der Staatsrath sprach so verständig, — wenigstens kam es mir so vor, — glitt mit so leichter, sanfter Wendung über meine vergeudeten Jugendjahre hinweg, eröffnete mir so angenehme, obwohl unbestimmte Aussichten in die Zukunft, daß ich meine Reue allmählig verschwinden fühlte.

„Reisen!

„Das Wort an sich wirkt schon wie ein Zauber auf eine empfängliche Seele, und nun kam noch hinzu, daß ich durch eine Reise mancherlei kleiner Unannehmlichkeiten und Demüthigungen entging, denen ich bei meinem Bleiben in der Residenz kaum hätte ausweichen können. Allgemein wußte man, daß ich in den Staatsdienst hatte treten wollen. Wenn ich nun keine Schritte deßhalb that, so forschte man ohne Zweifel den Gründen nach, und sehr leicht konnte es dann herauskommen, daß ich in meiner Jugend und während meiner sogenannten Studienjahre nichts Rechtes gelernt hatte. Für einen unwissenden Menschen zu gelten, wenn gleich mit allem Rechte, eine solche Aussicht zeigte nichts Verlockendes für mich. Also überlegte ich nicht lange, sondern gab meine vollkommene Bereitwilligkeit, auf Reisen zu gehen, zu erkennen, und drei Tage später befand ich mich schon mit wohlgespickter Börse auf dem Wege nach dem Süden. Ich wollte nach Italien, nach Sicilien, dann nach Frankreich, England und so weiter, ohne mich irgendwo zu

binden, oder mich länger aufzuhalten, als es mir gefiel. Einen bestimmten Plan, einen begränzten Zweck hatte ich nicht bei meiner großen Tour. Dazu fehlte es mir an Verstand, an Nachdenken, an Ueberlegung. Wie ich in den Tag hinein gelebt hatte, so reiste ich jetzt in die Welt hinein.

„Um klüger zu werden, mußten mich erst noch härtere Schläge treffen, als der Tod meines hohen Gönners, der meine ersten Hoffnungen zerstört hatte.

„Ueber die herrlichen Gegenden, die ich auf meiner Reise berührte, will ich nichts sagen. Die meisten von Ihnen kennen die gesegneten Ufer unseres prächtigen Rheinstromes. Ich folgte dem Flusse aufwärts bis zu seinen Quellen, und meine Seele wurde ergriffen von der majestätischen Wunderfülle der Alpen. Recht klein kam ich mir vor inmitten dieser fremdartigen Welt mit ihren wolkentragenden Felsengipfeln, ihren mächtigen Gletschermassen, ihren rauschenden Bergwassern. Ueber den Gotthardt ging ich nach Italien. Eine neue Wunderwelt that sich mir auf. Venedig, Florenz, Rom, — welche Fülle von historischen Erinnerungen, von Kunstschätzen, von Naturschönheiten. Alles entzückte mich, nur nicht die Menschen, die ich fand. Ich wurde gräulich betrogen. Zunächst war wieder meine Unwissenheit schuld daran. Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Alles war mir fremd. Zwar fehlte es nicht an Führern, die ihre Dienste anboten, aber bald machte ich ausfindig, daß sie eben so große und noch größere Halunken waren, wie viele ihrer Landsleute. Sie sprachen ganz gut deutsch und betrogen ganz gut italienisch. Doch tröstete ich mich, und mit der Zeit, hoffte ich, würde es besser werden. Nebenbei bemühte ich mich, so viel wie möglich von der Landessprache zu erlernen, und als ich nach vielen Kreuz- und Querfahrten endlich in Rom anlangte, konnte ich der Cicerone-Dienste wirklich entbehren. Außerdem fand ich dort Landsleute die Menge, Maler, Bildhauer, Künstler aller

Art. Auch einen alten Studiengenossen noch von Heidelberg her. Dort hatte ich ihn zwar nie recht gern leiden mögen, hier aber, als das erste bekannte Gesicht, das mir aufstieß, schüttelte ich ihm mit Wärme die Hand. Bruckfeld wußte, daß es mir nicht an Gelde fehlte, und so kam er mir mit der geschmeidigsten Freundlichkeit entgegen, bot mir bereitwilligst seine Dienste an, rühmte seine vielen Bekanntschaften unter den deutschen Künstlern, versprach mir, mich bei ihnen einzuführen, und geleitete mich wirklich noch denselben Abend in eine Osteria, wo er mich seinen Freunden mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken vorstellte. Ich hielt die ganze Gesellschaft für diesen Abend zechfrei, und als wir auseinander gingen, waren zwanzig, dreißig Freundschaften geschlossen.

„Meine Absicht war, vier bis sechs Wochen in Rom zu bleiben. Aus den Wochen wurden Monate, und ich dachte noch immer nicht daran, die heilige Roma zu verlassen. Daran waren meine neuen, unheiligen Freunde schuld, besonders Bruckfeld, der sich wie eine Klette an mich gehängt hatte. Dieß würde übrigens noch nichts weiter geschadet haben, wenn nicht noch ein besonderer Umstand hinzugekommen wäre. Ich schwärmte bald für die schönen Künste, und aus einem Liebhaber derselben wurde ich allmählig auch eine Art von Mäcen. Meine neuen Freunde bestanden meist aus jungen Malern und Bildhauern, und Viele von ihnen, wenn nicht Alle, hatten mit Mangel zu kämpfen. Bruckfeld führte mich in die Atelier's der armen Teufel, und ich machte einige Ankäufe. Anfangs geschah es nur, um die jungen Leute auf eine zarte Weise zu unterstützen. Nachher kaufte ich, um meiner rasch erwachten Liebhaberei zu fröhnen, welche von den jungen Künstlern recht künstlich genährt und bis zur Narrheit gesteigert wurde. Ihre Schmeicheleien, ihre Zuvorkommenheiten, ihre Lobsprüche meiner Freigebigkeit berauschten mich. Sie erklärten mich für einen Kunst-

kenner ersten Ranges, und behandelten Jeden mit wegwerfender Verachtung, der meinen Urtheilen nicht beistimmte. Hatte Einer von ihnen ein Gemälde, eine Bilsäule oder sonst ein Kunstwerk vollendet, so wurde ich geholt, um zuerst meine Ansicht darüber auszusprechen. In der Regel lobte ich aus Gutmüthigkeit, um den Künstler nicht zu kränken, und eben so geschah es in der Regel, daß ich bewogen wurde, das gelobte Kunstwerk auch anzukaufen. Meine guten Freunde wußten das schon zu bewerkstelligen, und es dauerte gar nicht lange, so befand ich mich im Besitze einer Kunst-Gallerie, die mich ein Heidengeld gekostet hatte. Doch machte mir das keinen Kummer. Mein Herr Vormund schickte fleißig Geld, und ich hielt meine Gallerie für wirklich werthvoll. Wie hätte ich daran zweifeln können, da alle meine guten Freunde, die ich für Künstler ersten Ranges hielt, mit mir in dieser Ansicht übereinstimmten.

„Meine Wohnung reichte zuletzt nicht aus, alle diese Schätze zu bergen. Ich ließ sie sorgfältig einpacken und schickte sie nach Deutschland. Nun gefielen mir aber auch wieder die leeren Wände nicht, — also neue Ankäufe, neue Verschwendung! Nur in noch etwas vergrößertem Maßstabe. Meine guten Freunde, Bruckfeld an der Spitze, redeten mir ein, daß ich von neueren Kunstwerken nun genug hätte, und auch wohl einige Meisterwerke von älteren Künstlern ankaufen müsse, um meine Gallerie vollständig zum machen. Mit der größesten Uneigennützigkeit schlugen sie mir es gradezu ab, wenn ich ihre eigenen Bilder und Skulpturen kaufen wollte. „Ich hätte genug für sie gethan," äußerten sie. „Sie seien wahre Freunde von mir, und mein Vortheil gehe dem ihrigen vor." Ich war wirklich gerührt von dieser ihrer Selbstaufopferung, und um so leichter gab ich ihrem Zureden nach, auch die älteren Künstler zu berücksichtigen. Jetzt war es nun merkwürdig, wie geschwind meine lieben Freunde die werthvollsten Leinwand- und Mar-

mor-Schätze in irgend welchen verborgenen Winkeln aufzuspüren wußten. In dieser Woche gab es einen Raphael, den man in einer dunkeln Nische, in nächster Woche einen Titian ersten Ranges, den man in einer armseligen Dachwohnung entdeckt haben wollte. So oft eine Kunde dieser Art einlief, wurde der Schatz in Gesellschaft aller meiner guten Freunde besichtigt, geprüft, die genauesten Nachforschungen nach der wirklichen Aechtheit angestellt, und erst, wenn diese unwiderleglich und unbestritten feststand, zum Ankaufe geschritten. Die Preise waren freilich in der Regel sehr hoch, aber dafür besaß ich auch Originale, wie sie die Welt nicht herrlicher und vollkommener kannte. Also verschwendete ich Tausende, und meine guten Freunde schwuren mir zu, daß ich Zehntausende an wahrem Werthe einkaufte. Ich glaubte ihnen, denn sie mußten ja das Ding verstehen, da sie selber so ausgezeichnete Künstler waren.

„Meine Zimmer füllten sich wieder in gleichem Verhältniß, wie mein Geldbeutel sich leerte, und endlich glaubte ich denn doch genug Kunstschätze gesammelt zu haben. Dic Zeit meiner Mündigkeit rückte überdieß heran, und ich dachte an die Rückkehr nach Deutschland. Meine guten Freunde zeigten die äußerste Bestürzung, als ich gelegentlich meiner nahe bevorstehenden Abreise Erwähnung that, und ich glaube, Einige vergossen sogar Thränen darüber. Alle umringten mich, umarmten mich, hingen sich an mich, beschworen mich, wenigstens noch ein paar Wochen zu bleiben! Ihre Zärtlichkeit, ihre treue, liebevolle Anhänglichkeit rührte mich im innersten Herzen, — ich gab noch vier Wochen zu, und verwandelte dadurch die allgemeine Bestürzung in die allgemeinste Freude, den ausgelassensten Jubel. Bei so vielen Zeichen inniger Freundschaft konnte ich selber nicht ohne Betrübniß an mein Scheiden aus der Mitte solcher herrlicher Menschen denken.

„Acht Tage etwa waren von den zugesagten vier Wochen

verstrichen, als Bruckfeld eines Mittags bei der größesten Sonnenhitze außer Athem, glühend vor Eifer und schweißbedeckt in mein Zimmer stürzte.

„Selten," schrie er mir zu, — „weißt du schon? Der herrlichste Fund, der seit zwanzig Jahren gemacht wurde!"

„Was für ein Fund?" fragte ich. „Ich weiß von nichts!"

„Ein Schatz, ein unschätzbarer Schatz!" rief er aus. „Der kostbarste Raphael! Ein Bild, wie es die Welt noch nicht gesehen!"

„Ich nahm die Nachricht ziemlich kühl auf, denn ich besaß in meiner Gallerie bereits mehrere Raphaele, und in meiner Kasse war eine Ebbe eingetreten, welche mich schon einige Tage vorher veranlaßt hatte, um neue Subsidien nach Hause zu schreiben. Also verspürte ich nur geringe Lust, meine blanken Goldstücke abermals für bunt bemalte Leinwand auszugeben. Ich lehnte sogar Bruckfeld's Einladung, das Bild wenigstens anzusehen, mit Festigkeit ab, und widerstand noch immer seinem dringenden Zureden, als die Thür von Neuem aufgerissen wurde, und, wie vorhin Bruckfeld, so jetzt fünf bis sechs von meinen guten Freunden herein stürzten. Alle erhoben ein großes Geschrei von dem auf seltsame Weise aufgefundenen Raphael, und bestürmten mich, diesen Schatz nicht aus den Händen zu lassen. Endlich ließ ich mich bewegen, sie zu begleiten. Man führte mich in ein halb verfallenes, fast gänzlich verlassenes Kloster, wo nur ein alter Franziskaner noch eine Zelle bewohnte. Hier befand sich das Bild, dieses mir so sehr angepriesene Wunderwerk des unsterblichen Raphael. Der Franziskaner war geneigt, es zu verkaufen, forderte aber eine so bedeutende Summe dafür, daß ich erschrocken zurückfuhr. Indeß, — fordern und bieten macht den Handel. Um nur auf gute Manier loszukommen, bot ich die Hälfte der verlangten Summe, und, wider alles Erwarten, wurde das Bild mir zugeschlagen.

„Dieß verdroß mich mehr, als ich merken lassen wollte, denn der Kaufpreis verschlang die letzten baaren Summen, über die ich für den Augenblick noch verfügen konnte. Aber geschehen war geschehen. Ich konnte nicht mehr zurück, und ließ das Bild in meine Wohnung schaffen. Hier bezahlte ich mit dem letzten Reste meiner Habe, und nun blieb mir nur eben noch so viel übrig, daß ich die nothwendigsten Ausgaben bis zum Eintreffen meiner sehnlich erwarteten Wechsel bestreiten konnte.

„Diese Wechsel ließen lange auf sich warten.

„Endlich erhielt ich Nachrichten von Hause, doch keine erfreulichen. Sie trafen mich vielmehr wie ein Donnerschlag. Die Obervormundschaft meldete mir, der Staatsrath Buddeus, mein Vormund, sei heimlich bei Nacht und Nebel davongegangen und habe meine Angelegenheiten in der allerbedenklichsten Verwirrung zurückgelassen. Ich solle selber kommen und nach dem Rechten sehen, so schleunig wie möglich. Geld könne man mir nicht schicken, denn mein Herr Vormund habe keinen Baarvorrath hinterlassen; nicht einen Groschen hätte man in seinen Kassen gefunden. Ueberhaupt könne man für den Augenblick gar nicht übersehen, ob von meinem Erbtheile auch nur noch ein Ziegel auf dem Dache mir gehöre; der Herr Staatsrath habe große Summen auf meine Grundstücke entnommen, — wie groß, ließe sich ohne gründliche Nachforschung vor der Hand nicht sagen.

„Dieses ungefähr war der Inhalt des Rescripts, dessen trauriger Inhalt mich völlig unvorbereitet traf. Nie hatte ich auch nur flüchtig oder vorübergehend den Argwohn gehegt, als ob der Staatsrath Buddeus zum Betrüger an mir werden könne. Ein so angesehener Mann, so beliebt, so allgemein geachtet, — unmöglich!

„Ich konnte auch jetzt lange nicht glauben, daß es Wahrheit

sei, was da schwarz auf weiß in trocknen Worten vor mir lag. Zwei, drei, vier Mal mußte ich erst den Brief lesen, bis sich mir unwiderstehlich die trostlose Gewißheit aufdrängte: „du bist um dein Hab' und Gut betrogen, du bist arm, du bist wenig mehr, als ein Bettler!"

„Welche Gedanken mußten sich unwillkührlich an diese Gewißheit anknüpfen! Wie meine erste Stütze, die Gnade des hochseligen Fürsten, durch seinen plötzlichen Tod mir unter den Händen morsch weggebrochen war, so war jetzt auch die zweite und letzte gebrochen, an der ich mich aufrecht erhalten konnte. Und dazu mußte sich noch ferner das Bewußtsein gesellen, daß ich doch recht eigentlich mein Unglück selber verschuldet hatte. Wäre ich in meiner Jugend fleißig gewesen, so würde ich eine Anstellung bekommen, meine Heimath nicht verlassen und die Verwaltung meines Vermögens ohne Zweifel so überwacht haben, daß eine Katastrophe, wie die jetzige, nicht hätte eintreten können. Und selbst, wenn es geschehen wäre, würde ich doch nicht völlig Schiffbruch gelitten haben, denn weder mit meiner Anstellung noch mit meinen Kenntnissen hätte der Staatsrath durchgehen können, wie mit meinem Gelde. Die Worte Schmidtbergs fielen mir ein, die er mir bei unserem letzten Abschiede noch aus dem Postwagen zugerufen hatte, und wie Feuer brannten sie in meiner Seele: „Geld und Fürstengunst können verloren gehen, Kenntnisse dagegen raubt dir Niemand!"

„Oh, des bitteren Gefühls der Reue, das mich jetzt von Neuem und heftiger als je erfüllte. Dieses Gefühl war sogar noch mächtiger, als meine Sorge und mein Kummer über meine Verarmung, denn ich dachte weniger daran, was nun in Zukunft aus mir werden sollte, als daran, wie ich meine Vergangenheit angewendet hatte. Jede Erinnerung trieb den Pfeil der Reue tiefer in mein blutendes Herz, und tausend Widerhaken

hielten ihn darin fest, so daß ich ihn nicht auszureißen vermochte. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, meine Freunde, daß es verzweiflungs- und jammervolle Stunden waren, die ich in den ersten Tagen nach Empfang der Trauerpost aus meiner Heimath verlebte!

„Am Ende mußte aber doch nothgedrungen ein Entschluß gefaßt werden. Die Stürme meiner Seele beruhigten sich allmählig wieder, und ich konnte die Veränderung meiner Lage mit einiger Besonnenheit in's Auge fassen. Ich überlegte. Natürlich stand zunächst fest, daß ich in Rom nicht länger bleiben konnte; nur fragte sich's, auf welche Weise die Mittel zu meiner Heimreise beschafft werden sollten. Da ich seit einigen Wochen mit jedem Tage eine Geldsendung von Hause erwartet und ohnehin den Entschluß zur Rückkehr gefaßt hatte, so war meine Wohnung bei Empfang des Urias-Briefes schon fast gänzlich ausgeleert. Die zuletzt angekauften Kunstgegenstände hatte ich, wie die früheren, einpacken und vorausgehen lassen, und ich besaß von Werthsachen dieser Art nichts mehr, als meinen herrlichen Raphael, den ich halb wider Willen mit schwerem Gelde an mich gebracht hatte. Ich hielt es übrigens für ein Glück, daß ich dieses werthvolle Stück noch besaß, denn es stand ohne langes Besinnen sogleich bei mir fest, daß ich es wieder verkaufen müsse, um nur zu meinen Reisekosten zu gelangen. Hätte ich meine übrigen Sammlungen noch gehabt, so würde ich sie ebenfalls auf diese Weise zu verwerthen gesucht haben, denn es lag auf der Hand, daß ich unter meinen jetzigen, so gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr daran denken konnte, meine Sammlungen zu behalten. Es steckte ein großes Kapital darin, dessen Zinsen mir das Leben fristen mußten, wenn von meiner übrigen Habe, wie ich nur zu sehr fürchtete, mir nichts übrig blieb. Meine Kunstschätze waren vermuthlich meine letzte Hülfsquelle.

„Im Grunde genommen, fiel es mir nicht schwer, mich von meinem Raphael zu trennen, denn mich reute das Geld, das ich dafür gegeben, von Anfang an. Sobald ich also wieder mit einiger Ueberlegung und Besonnenheit verfahren konnte, suchte ich Bruckfeld auf, um durch ihn den Verkauf zu bewerkstelligen, selbst wenn derselbe mit einigem Verluste verbunden sein sollte. Bruckfeld fiel mir um den Hals, als ich in seine Stube trat und machte mir die zärtlichsten Vorwürfe über meine Zurückgezogenheit in den letzten Tagen. Er bestürmte mich, ihm die Ursachen dieses ungewöhnlichen Benehmens mitzutheilen, und ohne Bedenken theilte ich ihm mein Schicksal mit, in der festen Ueberzeugung, einen innig theilnehmenden Freund an ihm zu finden. Aber anstatt mir sein Bedauern auszudrücken, machte Bruckfeld ein langes Gesicht, in dessen Zügen sich eine gewisse Bestürzung und Aengstlichkeit, aber nicht eine Spur von Mitleiden zeigte.

„Verwünscht, daß das auch gerade jetzt kommen mußte!" rief er aus. „Und Alles ist wirklich wahr, Selten?"

„So wahr," erwiderte ich, „daß ich dich bitten muß, mir meinen letztgekauften Raphael wieder zu verkaufen, da ich sonst aus Mangel an Reisegeld nicht im Stande wäre, wieder nach Hause zu kommen."

„Deinen Raphael verkaufen! Ei, das ist ja ein wahrer Teufelsspuk!" schrie er. „Da kommt ja noch in der letzten Stunde Alles heraus!"

„Was kommt heraus?" fragte ich arglos. „Die ganze Kaufsumme, meinst du wohl?"

„Den Henker, mein' ich! Nun, du wirst schon selber sehen!" sagte er. „Wer hätte aber auch so etwas denken können! Wir hielten dich Alle für unermeßlich reich und meinten, einem so goldenen Vogel könne man wohl einige Federn ausrupfen.

Hätten wir geahnt, daß solch' ein Schlag dich treffen würde, wir wären gewiß glimpflicher mit dir umgegangen."

„Aber wie denn?" fragte ich, von einer dumpfen, bangen Bestürzung ergriffen. „Ich verstehe dich nicht!"

„Du wirst mich schon verstehen lernen!" entgegnete er. „Es ist wirklich eine dumme, vertrackte Geschichte! Gott weiß, wo du nun Reisegeld hernehmen wirst!"

„Nun, ich sage dir ja, mein Raphael . . ."

„Dein Raphael ist keine zehn Thaler werth!" schrie er mich an. „Ja, ja, es nützt doch zu nichts, dir das verhehlen zu wollen," fuhr er fort, als er mich im äußersten Grade erschrocken sah. „Fasse dich, armer Junge! Erfahren thust du es doch beim ersten Versuche, zu verkaufen. Dein Raphael ist unächt, eine schlechte Kopie, künstlich zugestutzt, damit sie den Anschein der Aechtheit bekommen sollte. Du bist betrogen! Nicht zehn Thaler gibt dir ein vernünftiger Mensch für den Schund!"

„Betrogen! Auch um das Letzte!" stammelte ich, und fühlte eine eisige Kälte durch meine Adern rieseln. „Und du wußtest das, Bruckfeld, und sagtest mir nichts, warntest mich nicht, ließest mich auf eine so unverschämte, freche Weise prellen, nahmest selber an der Prellerei Antheil und unterstütztest sie! Oh, pfui der Schande!"

„Nun, nun, mein lieber Junge, nur nicht hitzig!" sagte er mit kaltem Blute. „Wie ich dir schon bemerkte, hielten wir Alle dich für sehr reich, und das ist am Ende eine Entschuldigung für uns! Wenn ein Gimpel in die Falle geht, so mag er seine Dummheit, und nicht die Falle anklagen. Dich zu ruiniren, lag nicht in unserer Absicht, aber wir benutzten dich, wie es tausend Andere an unserer Stelle, und vielleicht noch schlimmer, gethan haben würden. Es ist *deine* Schuld, wenn du dich mit offenen Augen, wie ein Blinder, betrügen ließest. Du

mußtest doch wahrhaftig am besten wissen, daß du weder von Malerei, noch Skulptur, noch von alter und neuer Kunst überhaupt irgend etwas verstehst! Dennoch ließest du dich von uns mit Weihrauch einräuchern und hüpftest, wie ein ächter Gimpel, in jede dir gelegte Schlinge hinein. Wir lachten über deine Einfalt in's Fäustchen, beräucherten dich fort und fort, und strichen zur Belohnung dafür dein Geld ein. Das ist das Ganze!"

„Ich stand wie erstarrt bei der Enthüllung eines so schändlichen Betruges, der mich auch noch der letzten kleinen Hülfe beraubte, auf die ich zählen zu können geglaubt hatte. Der Erstarrung folgte eine blinde, ingrimmige Wuth, und ich überhäufte Bruckfeld mit Schmähungen und Verwünschungen, die er kaltblütig anhörte und mich austoben ließ. Endlich, als mir die Stimme versagte, nahm er wieder das Wort.

„Du schiltst mich einen Schuft, einen Schurken, einen Betrüger," sagte er, „und ich muß dir in gewisser Beziehung recht geben. Aber, wenn du dich herablassen willst, recht gründlich über die Sache nachzudenken, so wirst du zuletzt auf das Resultat kommen, daß die erste Quelle allen Uebels ganz in dir selbst zu suchen ist. Hättest du in deiner Jugend etwas Rechtes gelernt, so wäre dir dieß nicht geschehen. Leichtsinn und Unwissenheit im Vereine haben dich deiner Hülfsquellen berauben müssen, — sie klage zunächst an, und nachher erst uns. Uebrigens nützt alles Streiten, Zanken und Schimpfen zu nichts. Dein Geld ist nach allen Winden hin zerstreut; auch wir haben nichts mehr davon. Wie gewonnen, so zerronnen! Also trage, was du tragen mußt, mit Geduld, und wenn du uns, die wir dich allerdings ein wenig geprellt haben, verdammen willst, so vergiß wenigstens nicht unsere einzige Entschuldigung, die darin besteht, daß wir dich nur ein wenig rupfen, nicht aber ausplündern und dir dein Letztes rauben wollten."

„Auf dieses freche Eingeständniß der an mir verübten Betrügereien ließ sich nichts weiter antworten. Ich wandte Bruckfeld den Rücken zu, und verließ ihn mit Gefühlen der tiefsten Verachtung und verzweiflungsvollen Bangens vor meiner Zukunft.

„Plötzlich aber fiel mir ein, daß Bruckfeld abermals einen Betrug gegen mich im Sinne haben könne. Am Ende war mein Raphael dennoch wirklich ächt, und er gab ihn nur für eine Kopie aus, um ihn unter der Hand wohlfeil an sich zu bringen. Einem so gewissenlosen Menschen ließ sich dergleichen wohl zutrauen, und mit Heftigkeit klammerte ich mich an diese neue Hoffnung an.

„Aber wie die Wahrheit in Erfahrung bringen? Doch das konnte am Ende so schwierig nicht sein. Ich erinnerte mich, von einem deutschen Professor der Malerkunst gehört zu haben, dessen Name mit hoher Achtung genannt wurde, dessen Charakter der biederste und wohlwollendste sein sollte. Kurz entschlossen eilte ich nach meiner Wohnung, ließ das Gemälde von meinem Diener aufpacken, und suchte den Professor auf. Mit Freundlichkeit wurde ich empfangen. Sie that mir wohl; es ward mir nun um so leichter, dem wackeren Manne mein Herz zu öffnen. Aber einen weiteren Erfolg hatte mein Versuch nicht. Das Bild war kaum aufgestellt, der Professor hatte kaum einen Blick darauf geworfen, so bestätigte er nicht nur mit einem mitleidigen Achselzucken, daß ich wirklich hintergangen sei, sondern wies es mir sogar durch augenscheinliche, schlagende Beweise bis zur äußersten Ueberzeugung nach.

„Ich fürchte," fügte er hinzu, „Sie sind schon öfter betrogen worden, mein armer, junger Freund. Die Gesellschaft, mit der Sie in Rom umgingen, ist bekannt und berüchtigt genug. Hätten Sie mich nur früher ein einziges Mal um Rath gefragt, so würde ich Ihnen die Wahrheit offen und rücksichtslos ent-

hüllt haben; so aber kann ich jetzt nichts weiter thun, als Sie warnen und bitten, für die Folge vorsichtig zu sein."

„Der Himmel weiß, wie ich dem braven Manne für seine guten Rathschläge dankte. Leider kamen sie, wie seine Warnung, zu spät. Da ich nichts mehr zu verlieren hatte, brauchte ich keine Betrüger mehr zu fürchten. Ich ließ das unselige Bild bei ihm zurück, und habe es nie wieder gesehen.

„So waren denn nun also die beiden Anker gebrochen, die ich einst für so stark und sicher gehalten hatte. Ohne Protection, ohne Vermögen und — was noch das Allerschlimmste war, — ohne gründliche Kenntnisse stand ich allein in der Welt. Von der Reue, die mich folterte, von der Verzweiflung, die mich ruhelos umhertrieb und mich mehrere Tage lang unfähig machte, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, will ich nicht viel Redens mehr machen. Immer und immer wieder fiel mir Schmidtberg und sein letztes Wort ein: „Kenntnisse raubt dir Niemand!" Nie hatte ich so deutlich, wie in diesen traurigen Tagen diese tiefe Wahrheit empfunden. Aber alle Reue kam zu spät! Bei allem Jammer, allem Herzeleid mußte ich am Ende doch auf Mittel und Wege sinnen, nach meiner Heimath zu kommen.

„Als Ruhe und Besonnenheit einigermaßen zurückkehrten, faßte ich einen raschen Entschluß. Von meinen guten Freunden, die mich so liebevoll betrogen hatten, konnte ich natürlich keine Hülfe erwarten, und würde sie auch nicht angenommen haben, selbst wenn etwas von ihnen zu hoffen gewesen wäre. Meine Verachtung gegen sie war zu groß. Aber ich besaß noch eine Anzahl von Kleinodien, Ringe, Busennadeln mit Juwelen von einigem Werthe, goldene Uhren und Ketten. Ich packte Alles zusammen und trug es zu einem deutschen Juwelier, der ehrlich genug war, mir die Hälfte der Summe dafür zu geben, die ich beim Einkaufe derselben bezahlt hatte. Nach Ablohnung

meiner Dienerschaft blieb mir eben noch so viel Geld übrig, daß ich die Reise nach der Heimath davon bestreiten konnte, Notabene, wenn ich bescheiden zu Fuße ging. Dazu mußte ich mich nun freilich bequemen. Eines Morgens in aller Frühe wanderte ich aus Rom fort und schlug die Richtung nach Norden ein. Mit wehmüthigem Blicke schaute ich auf die Hauptstadt der Welt zurück, und der bittere Gedanke durchbohrte meine Seele, daß ich auch dort nur meine Zeit und mein Geld vergeudet, und Nichts dafür eingesammelt hatte, als Enttäuschungen. Auch das war eine Folge meiner verschleuderten Jugend.

„Nun denn, ich brauchte lange Zeit, bis ich die Alpen überstiegen, den deutschen Boden betreten, und die weite Strecke Weges nach meiner Heimath zurückgelegt hatte. Endlich kam ich bei Nacht und Nebel in stiller Mitternachtsstunde vor meinem Hause an. Es war verschlossen. Auf mein Pochen wurde mir endlich von einem alten Diener geöffnet. Wie ein Landstreicher, mit verbranntem Gesicht, zerrissenen Kleidern und zerfetzten Sohlen betrat ich das Vaterhaus, das ich stolz in vierspänniger Equipage verlassen hatte. Nur ein einziger Trost noch hielt mich aufrecht, eine letzte Hoffnung, die nämlich, daß meine Angelegenheiten daheim nicht ganz so schlimm stehen würden, als das Schreiben der Obervormundschaft mich hatte fürchten lassen. Wie diese Hoffnung in Erfüllung ging, will ich nachher berichten. Jetzt erst eine kleine Pause der Erholung."

Fünftes Kapitel.

Arbeit hat goldenen Boden.

Nach einem kurzen Spaziergange durch den Garten versammelte sich die Gesellschaft wieder um den alten Herrn, der mittlerweile Athem geschöpft hatte und mit frischer Lust in seiner Erzählung fortfuhr.

„Also zu Hause war ich nun, Kinder," begann er von Neuem. „Auch in das Haus hinein kam ich, obwohl der alte Diener zuerst Umstände machte, mich einzulassen, weil er gar nicht glauben konnte, daß es wirklich sein junger Herr sei, der in einem so traurigen Zustande zurückkehre. Als er sich nach einiger Mühe davon überzeugt hatte, suchte er durch verdoppelten Diensteifer seinen ersten Mißgriff wieder gut zu machen. Er trug auf, was Küche und Keller hergab, und bereitete mir das beste Bett im Hause. Es that mir wohl, wieder einmal in behaglicher Umgebung zu wohnen, und überdieß hegte ich, wie schon erwähnt, immer noch Hoffnungen. So schlief ich denn besser, als ich seit langer Zeit geschlafen, und erwachte am andern Morgen mit erfrischten, neu gestärkten Sinnen. Mein erster Gang führte mich zum Oberpräsidenten Leiserink. Er war Mitglied der Obervormundschaft, und von ihm konnte ich also am besten sichere Auskunft über den wahren Stand meiner Angelegenheiten erlangen. Hierin täuschte ich mich auch nicht. Ich bekam wirklich Auskunft, und zwar mehr, als ich wünschte. Um es mit wenigen Worten zu sagen: ich sah mich in der That ruinirt. Mein Vormund hatte mich Jahre lang in der Täuschung erhalten, daß er ein ehrlicher Mann sei. Indem er durch seine Freigebigkeit meinen Hang zum Nichtsthun unter-

stützte, hielt er mich fern vom Hause und vermied eine genauere Untersuchung seiner Verwaltung meines Vermögens dabei, während er mir Hunderte schickte, behielt er Tausende für sich und trieb dieß falsche Spiel fort, bis die Zeit meiner Mündigkeit heranrückte. Nun war es für ihn die höchste Zeit, sich aus dem Staube zu machen, wenn nicht alle seine Schliche und Betrügereien über sein Haupt kommen sollten. So raffte er denn noch von Geldern zusammen, was er irgend auftreiben konnte, und als der Saft der Citrone bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt war, schützte er eine Reise in Staatsgeschäften vor, verschwand und kehrte nicht wieder zurück. Wohin er geflohen sei, wußte Niemand. Vermuthlich nach Amerika, meinte der Oberpräsident.

„Da stand ich nun, gebeugt von den Nachrichten, die meine schlimmsten Befürchtungen noch weit übertrafen. Ich hatte noch einige Tausende zu retten gehofft und allem Anschein nach blieben nicht einmal Hunderte von meinem großen Reichthume übrig. Um die angemeldeten Schulden zu decken, mußte Haus und Hof verkauft werden, und es fragte sich noch sehr, ob ich durch den Verkauf auch aller meiner Gläubiger entledigt sein würde. Jedenfalls blieb aber nichts weiter übrig, als zu diesem Aeußersten zu schreiten, und ich bat also den Oberpräsidenten, sofort die nöthigen Einleitungen dazu zu treffen.

„Es geschah. Meine schwer verschuldeten Güter wurden meistbietend losgeschlagen. Ebenso die in Rom angekauften Kunstschätze. Da zeigte sich denn, was sie wirklich werth waren. Ich bekam für den Schund, der mich enorme Summen gekostet hatte, nicht den hundertsten Theil zurück. Als die Schlußrechnung gemacht wurde und meine sämmtlichen Gläubiger befriedigt waren, befand ich mich noch im Besitze eines kleinen Kapitales von fünfhundert Thalern etwa. Das war der

Rest von Hunderttausenden, die sich durch eigene und fremde Schuld in Rauch aufgelöst hatten.

„Was nun beginnen?

„Ohne Kenntnisse, ohne Vermögen, ohne Fürsprache irgend einer Art stand ich hülflos da. Mancher bedauerte mich; die Meisten aber sagten, es geschieht ihm recht, warum hat er sich nicht besser vorgesehen. Der Oberpräsident bot mir eine Schreiberstelle in seinem Bureau an, durch welche ich nothdürftig mein Leben fristen konnte. Aber ich schlug sie aus. Ich schämte mich, in meiner Vaterstadt eine so untergeordnete Rolle zu spielen. Lieber wollte ich in die weite Welt gehen, nach Amerika, mir ein paar Acker Land zu kaufen und mich mit meiner Hände Arbeit ernähren. Dort im fernen Lande kannte Keiner mich und meine Vergangenheit, — zu Hause dagegen kannte mich jedes Kind. Mein Stolz empörte sich dagegen, von aller Welt mitleidig oder verächtlich angesehen zu werden. Tausend Mal lieber in fremdem Lande vor Elend sterben, als zu Hause gedemüthigt und im Elend leben.

„Mein Entschluß stand fest. Als meine Angelegenheiten geordnet waren, verwandelte ich meine fünfhundert Thaler in Gold und wanderte, ein Ränzchen auf dem Rücken und einen Ziegenhainer in der Hand, auf Hamburg zu. Dort wollte ich mich einschiffen und dann in Gottes Namen nach Amerika hinüber. Was dann nachher aus mir werden sollte, nun, das mochte sich finden.

„Unterwegs lebte ich sparsam, wohl zu sparsam, denn ich vergönnte mir kaum die nöthige Kost zum Sattwerden, und Nachts schlief ich häufig, um das Logis zu ersparen, im Freien unter einem Baume oder in einem Heuhaufen. Das bekam mir schlecht, denn mein an Ueberfluß gewöhnter, verweichlichter Körper vertrug diese Anstrengungen und Entbehrungen nicht. Bald fühlte ich mich unwohl. Ein tüchtiger Regenguß, der

mich in einer solchen unter einem Baum zugebrachten Nacht bis auf die Haut durchnäßte, gab mir den Rest. Am Morgen fühlte ich meine Glieder schwer wie Blei, mein Kopf brannte in Fieberhitze, und ich war kaum im Stande, mich aufzurichten. Dennoch mußte ich's versuchen. Auf meinen Stab gestützt, schleppte ich mich fort, einem Städtchen zu, das in der Entfernung einer Stunde vor mir lag. Diese kurze Strecke schien mir eine Ewigkeit weit. Alle fünfzig Schritte mußte ich mich niedersetzen und ausruhen, denn meine schwachen, schmerzenden Glieder versagten mir den Dienst. So elend war mir zu Muthe, daß ich jeden Augenblick sterben zu müssen glaubte. Fünf volle Stunden brauchte ich, um das Städtchen zu erreichen, und als ich nun endlich in voller Mittagsgluth durch die Straßen wanderte und nach einem Gasthause umschaute, überwältigte mich doch noch meine Schwäche. Meine Sinne schwanden mir; nicht mehr vermögend, mich aufrecht zu erhalten, taumelte ich wie ein Betrunkener zur Seite und stürzte zu Boden. Ich wußte von Gott und der Welt nichts mehr.

„Vierzehn Tage hindurch schwebte ich zwischen Leben und Tod; volle sechs Wochen dauerte es, bis ich zum ersten Male das Bett wieder verlassen konnte. Bei allem meinem Elende war es mir aber noch recht gut ergangen, denn Gott hatte es gefügt, daß ich in die Hände eines Mannes fiel, dem ich später noch mehr verdanken sollte, als nur die leibliche Pflege und körperliche Gesundheit.

„Als ich nach wochenlanger Besinnungslosigkeit die Augen wieder aufschlug und meiner selbst wieder bewußt wurde, fand ich mich in einer kleinen Stube, deren einfaches Hausgeräth bewies, daß ich mich nicht bei reichen Leuten befinden konnte. Mein Bett stand in einem Winkel. Durch eine ihm gegenüber liegende Thüre konnte ich grade in eine Werkstatt hinein schauen. Eine Schmiede-Esse mit dem Blasebalg, ein Ambos und Werk-

zeuge mannigfacher Art zeigten mir, daß ich mich bei einem Schlosser befinde. Das Raspeln einer Feile auf Eisen drang in mein Ohr; doch konnte ich nicht sehen, wer die Feile handhabte, obgleich mich meine Neugierde zu einer Anstrengung anspornte. Mühsam richtete ich mich auf und beugte mich vorwärts. Aber ich bemerkte nur, daß die Werkstatt seitwärts ein Fenster haben müsse, weil von dorther das Tageslicht einfiel. Am Fenster stand vermuthlich ein Arbeitstisch und vor demselben ein Mann mit der Feile. Aber die vorspringende Wand verbarg mir seine Gestalt.

„Meine Schwäche ließ es nicht zu, daß ich mich lange aufrecht erhielt. Ich sank mit einem leisen Stöhnen in meine Kissen zurück. Plötzlich hörte das Raspeln der Feile auf; rasche, schwere Tritte näherten sich mir von der Werkstatt her, und im nächsten Augenblicke darauf stand ein alter Mann mit grauen Locken und grauem Barte vor mir, der mich gutmüthig forschend anschaute.

„Dem Herrn sei Lob und Dank!" rief er aus und ergriff mit seiner rußigen Faust meine abgezehrte, bleiche Hand, — „an Ihren Augen seh' ich's schon, Sie kommen wieder zu sich! Da hat also der Doktor doch recht gehabt, daß Alles noch gut gehen würde, obgleich ich vor vierzehn Tagen nicht eine Bohne auf Ihr Leben gewettet hätte. Nun, wie fühlen Sie sich sonst? Sprechen Sie grade heraus, Sie sind bei einem Freunde."

„Dieser Versicherung hätte es gar nicht bedurft. Daß ich mich bei einem Freunde befand, sah ich schon an dem wohlwollenden Lächeln des alten Mannes und fühlte es an seinem warmen Händedrucke. Aber meine Schwäche war so groß, daß ich ihm kaum antworten konnte.

„Ja, ja, matt sind Sie!" sagte er und nickte dabei gutmüthig mit dem Kopfe. „Ich kann mir's wohl denken. In vierzehn Tagen fast nichts genossen, als Medicin, und das Fie-

der dazu, das kann den Stärksten mürbe machen. Aber wir wollen schon helfen; Sie müssen nur Geduld haben. Jetzt warten Sie einen Augenblick; ich will in die Küche hinaus und sehen, ob meine alte Liese nicht ein Täßchen Fleischbrühe vorräthig hat."

„In Eile verschwand er, kam aber schon eine Minute darauf mit einer ältlichen Frau zurück, deren Gesicht von heller Freude strahlte.

„Na, endlich!" sagte sie zu mir. „Ich wollt' es erst meinem Alten gar nicht glauben, daß Sie wieder bei sich wären. Du lieber Gott, junges Herrchen, was haben Sie uns für Sorge gemacht! Doch nun wird schon Alles gut werden! Da nehmen Sie! Es ist ein bischen Hühnerbrühe und ich habe ein Ei darin abgequirlt, daß sie noch kräftiger und schmackhafter werden soll. Das wird Ihnen gut thun! So! Schlucken Sie nur tüchtig! Sie dürfen's, der Doktor hat's erlaubt."

„Mit der einen Hand richtete sie mir den Kopf auf, mit der anderen führte sie die Schale an meine Lippen, deren Inhalt ich begierig einschlürfte. Wunderbar fühlte ich mich darnach gestärkt. Neues Leben durchströmte meine vertrockneten Adern, und ich fand Kraft, einige herzliche Worte des Dankes auszusprechen. Des Ferneren fragte ich die guten Leute, wie ich zu ihnen gekommen sei, da ich mich durchaus nicht darauf besinnen könne, wie es geschehen sein möge.

„Ja, das glaub' ich wohl, recht gerne glaub' ich das," entgegnete mir das Mütterchen. „Sie fielen recht mit der Thür in's Haus herein und grade meinem Alten in die Arme, der eben im Hausflure seine Mittagsruhe hielt. Zuerst wollte er Sie wieder hinauswerfen, denn — nehmen Sie's nur nicht übel, aber es ist die Wahrheit — er hielt Sie nicht für krank, sondern für betrunken, bis ich hinzusprang und ihm in die Arme fiel. „Herr Jesus, Mann," sagte ich, „siehst du denn

nicht, daß der arme junge Mensch sterbenskrank ist!" Da sah er's. „Ja, wahrhaftig," sagte er. „Na, da können wir ihn freilich nicht auf die Straße werfen. Aber was sollen wir mit ihm machen, Mutter?"

„Na," sagte ich, „was man mit jedem kranken Menschen macht, man bringt ihn zu Bette!" — Erst wollte der Alte nicht recht dran. „Einen so ganz wildfremden Menschen!" sagte er. „Ei was," sagte ich, „wildfremd oder nicht, es ist ein Mensch, und ein recht sauberer, hübscher, junger Mensch noch dazu, und du wirst nicht ein Levite sein wollen, sondern wirst es machen, wie der barmherzige Samariter, das hoffe ich!" — Das Wort schlug denn endlich richtig durch, denn mein Alter ist im Grunde ein herzensguter Mann, und so brachten wir Sie denn zu Bette, und ich lief zum Doktor, und als er kam, da hieß es dann, Sie hätten ein schlimmes Fieber, aber bei sorgfältiger Pflege könnte Ihr Leben wohl gerettet werden. Sehen Sie, da pflegten wir Sie denn, mein Alter und ich abwechselnd und nun freut es mich nur in der Seele, daß der Herr Doktor recht gehabt hat. Jetzt noch ein bischen frischen Muth, und Alles wird wieder gut werden!"

„Thränen der Rührung traten mir in die Augen bei dieser treuherzigen Erzählung der guten Alten, die sich so barmherzig meiner angenommen hatte. Sie bemerkte meine tiefe Erschütterung und suchte sie sogleich zu beschwichtigen.

„Stille, stille!" sagte sie, als ich sprechen wollte und drückte mir sanft die Hand auf den Mund. „Jetzt ist's nun genug, bis der Doktor kommt, und es darf kein Wort mehr geplaudert werden. Er hat es uns bei Leib und Leben anbefohlen. Also hübsch niedergelegt und still ausgehalten, sonst haben Sie es mit mir und meinem Alten und dem Doktor auch noch zu thun."

„Meine Schwäche war noch so groß, daß ich ohne Widerstand gehorchte. Die Ruhe that mir wohl. Als der Doktor

kam, gab er guten Trost, und von Stund an ging es jeden Tag ein wenig besser mit mir, bis ich, wie schon erwähnt, nach etlichen Wochen das Bett wieder verlassen konnte.

„Der Tag, an welchem dieß geschah, war recht eigentlich ein Festtag für meine guten Wirthsleute. Die Freude strahlte ihnen aus den Augen, als ich bei ihnen am Tische saß, und mancher warme Händedruck sprach mir Empfindungen aus, die mir im innersten Herzen wohl thaten. Einmal aus dem Bette, durfte ich bald auch in's Freie. Die frische Luft kräftigte mich vollends, meine ganze Gesundheit kehrte zurück und nun mußte ich daran denken, meinen Wanderstab weiter zu setzen.

„Es war ein schöner Spätsommerabend, als ich meinen braven, alten Gastfreunden die erste Hindeutung auf meine nahe bevorstehende Abreise machte. Sie stutzten Beide, schauten mich betroffen an und dann gegenseitig sich in die Augen.

„Herr, ich dachte, Sie würden länger bei uns bleiben," sagte der Alte nach einer Pause. „Meine Frau und ich hatten uns das schon verabredet. Da Sie nun gesund sind, konnten Sie immer oben im Dachstübchen schlafen und bis zum Frühjahre, meinten wir, würden Sie es wohl bei uns aushalten, da es für dieses Jahr nun doch wohl beinahe zu spät ist, nach Amerika hinüber zu fahren."

„Bis zu dieser Stunde hatten wir unter einander noch kein Wort über meine Verhältnisse, Aussichten und Pläne gewechselt und darum staunte ich nicht wenig, als der alte Paul von meiner beabsichtigten Auswanderung sprach.

„Woher wissen Sie denn, daß ich nach Amerika will?" fragte ich ganz verwundert.

„Ja so, das vermuthen Sie nicht," erwiderte er. „Sie haben's ausgeplaudert, als Sie in der ärgsten Fieberhitze lagen und so manches Andere noch, was wir nicht recht verstanden, meine Alte und ich. Geht uns auch nichts an. Nur von

Amerika sprachen Sie sehr oft, und daß Sie hinüber wollten und eine Pflanzung dort anlegen."

„Und weiter wissen Sie nichts von mir, alter Freund?" fragte ich.

„Nichts Gewisses wenigstens," sagte er mit offenem Blicke. „Nur das noch, daß Sie früher in guten Verhältnissen gelebt haben müssen. Aber wie gesagt, das geht uns weiter nichts an und wir fragen auch nicht danach."

„Mit diesen Worten reichte mir der alte Mann seine Hand mit so treuherziger und vertrauensvoller Miene, daß ich nicht umhin konnte, aufzuspringen und ihn herzlich an meine Brust zu drücken.

„Guter Vater! Gute Mutter!" rief ich aus. „Vor Euch, die Ihr mich aufgenommen, als ich krank und elend war, und mich gepflegt, wie ein leibliches Kind, vor Euch habe ich keine Geheimnisse. Ihr sollt Alles erfahren, was mich dazu gebracht hat, mein Heil in fernen Welten aufzusuchen und vielleicht, wer weiß, könnt Ihr mir auch einen guten Rath ertheilen, den ich gewiß nicht verschmähen werde."

„Nun erzählte ich schmucklos und offen, wie ich es Ihnen eben hier erzähle, den alten Leuten meine ganze Lebensgeschichte. In tiefem Schweigen wurde sie angehört und nur manchmal in einem Ausruf des Zornes, der Entrüstung oder der Verachtung unterbrochen, den mein wackerer Schlosser nicht zurückhalten konnte, wenn ich die Betrügereien Bruckfelds und meines Herrn Vormundes erwähnte. Als ich fertig war, stand der Alte auf und ging nachsinnend ein paar Minuten in der Stube auf und ab. Plötzlich blieb er vor mir stehen.

„Wissen Sie was, lieber Herr," sagte er, „für heute ist's zu spät, noch weitläufig über Ihre Angelegenheiten zu reden, denn unsere Schlafensstunde hat schon geschlagen. Aber morgen! Morgen ist's Sonntag, wo ohnehin die Arbeit ruht und

da können wir plaudern. Vielleicht habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich mir aber erst beschlafen muß. Also auf morgen. Gute Nacht Herr von Selten!"

„Wenn Sie „lieber Sohn" zu mir sagten, Vater Paul, so wäre mir's lieber," antwortete ich.

„Na denn, gute Nacht, lieber Sohn!" wiederholte er, und drückte mir kräftig die Hand. Auch die gute alte Frau wünschte mir herzlich, gut zu ruhen, und so trennten wir uns. Ich ging in mein Dachkämmerchen hinauf und warf mich auf mein Bett, konnte aber lange nicht einschlafen. Die lebendig aufgefrischte Erinnerung an meine vergangenen Tage ließ mich nicht zur Ruhe kommen und außerdem war ich neugierig auf den Vorschlag, den der alte Paul mir am anderen Morgen machen wollte, wie er mir gesagt hatte. Ich bildete mir fast ein, es müsse ein Vorschlag sein, der Hand und Fuß hätte, denn so viel hatte ich allmählig schon gemerkt, daß mein Alter einen weit schärferen Blick, einen weit durchdringenderen Verstand und weit gereiftere Lebensklugheit besaß, als sein schlichtes Aeußere auf den ersten Anblick errathen ließ. Wenn er mir einen Rathschlag ertheilte, so war es gewiß der Mühe werth, ihn recht gründlich nach allen Seiten hin zu überlegen, und das wollte ich denn auch ganz gewiß nicht unterlassen.

„Nun denn, am andern Morgen, als wir unser gewöhnliches einfaches Frühstück eingenommen hatten, kam mein alter Paul ohne weitere Umschweife gleich zur Sache.

„Lieber Sohn," sagte er, „ich habe mir den Vorschlag, den ich Ihnen machen will, noch einmal überlegt und wir werden nachher darauf kommen. Jetzt vor allen Dingen sprechen Sie einmal aus, was wollen Sie eigentlich in Amerika?"

„Ich schaute den alten Mann ein wenig verdutzt an, denn in der That wußte ich nicht recht zu sagen, was ich in dem fremden Welttheile eigentlich beginnen wollte. Ganz klar war

ich mir nie darüber gewesen. Es kostete mir einige Ueberwindung, dieß meinem praktischen Alten zu bekennen, doch brachte ich's endlich heraus.

„Na, sehen Sie, lieber Sohn," fuhr er fort, „das habe ich mir doch grade so gedacht. Daheim bleiben konnten Sie nicht gut, denn Ihr Gefühl sträubte sich dagegen, den Leuten dort zum Gegenstande des Spottes oder Mitleidens zu dienen, und da machten Sie sich auf und davon. So weit ist Alles gut und richtig, und Niemand kann Sie darum tadeln. Aber nach Amerika zu gehen, — davon sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. Was suchen Sie dort? Brod durch Ihrer Hände Arbeit? Nicht wahr?"

„Ich nickte. Der alte Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Also richtig!" sprach er weiter. „Nun, sehen Sie," setzte er dann nachdrücklich hinzu, „wenn Sie arbeiten wollen, wirklich arbeiten, so können Sie Ihr Reisegeld sparen, denn Arbeit finden Sie hier zu Lande auch."

„Aber ich habe nichts gelernt, gar nichts!" warf ich ihm ein.

„Ganz recht," sagte er, „aber während der Ueberfahrt nach Amerika können Sie auch nichts lernen und müssen dort eben so gut von vorn anfangen, wie hier. Das macht also keinen Unterschied. Es kommt jetzt nur darauf an, ob Sie ganz ernstlich gesonnen sind, zu lernen und zu arbeiten! Das ist die Hauptsache."

„Ich will es, ja, ich will es, und ganz ernstlich!" entgegnete ich. „Nur fürchte ich, es wird schon zu spät sein, jetzt noch anzufangen. Eine versäumte, vernachlässigte, vergeudete Jugend läßt sich nicht wieder einbringen. Sie kennen ja das Sprichwort, Vater Paul, was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!"

„Ganz recht," sagte der Alte, „Ihr Lateinisch und Griechisch können Sie nicht mehr nachholen, das lernt sich nicht mehr, aber das Arbeiten lernt sich noch, wenn man auch alt ist. Und Sie sind noch jung, jung genug, kräftig genug und gesund genug zur Arbeit. Sehen Sie, Freund Selten, da Sie geistig nichts gethan haben, so müssen Sie jetzt eben körperlich arbeiten. Das ist auch aller Achtung werth, und am Ende, glücklich kann der Mensch in jedem Stande werden, wenn er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Sagen Sie einmal selber ganz aufrichtig: Halten Sie mich für einen glücklichen Mann?"

„Ja, bei Gott, dafür halte ich Sie, Vater Paul! Ich sehe ja alle Tage Ihr Glück vor Augen!"

„Ich glaube wohl, Sie haben's getroffen. Aber weiter: Hielten Sie sich für glücklich, als Sie noch Geld im Ueberfluß hatten und es mit vollen Händen wegwerfen konnten?"

„Nein, o nein," erwiederte ich offen. „Geld macht nicht glücklich, Vater Paul. Das sehe ich wohl ein!"

„Und Ihr Rang, Ihr Stand! Machte Sie der glücklich?"

„Auch nicht, Vater Paul! Nein, nein, Rang und Stand machen auch nicht glücklich!"

„Ich will es glauben! Man sagt wohl manchmal, glücklich wie ein König, aber, aber, wenn man die Könige selber fragen könnte, so würde wohl mancher, wenn er ganz aufrichtig wäre, gleichfalls sagen: König zu sein, macht auch nicht glücklich. Nun denn also, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen: Warum halten Sie denn mich für glücklich, lieber Sohn?"

„Ei nun, weil Sie zufrieden sind."

„Und warum bin ich zufrieden?"

„Weil Ihre Arbeit Ihnen ein zwar mäßiges, aber doch nicht von Sorgen bedrücktes Dasein verschafft."

„So ist es!" rief er aus. „Also Arbeit, verbunden mit einem zufriedenen Gemüthe und mäßigem Wohlstande, das ist es, was glücklich macht. Nicht wahr?"

„Ja, Vater Paul!" erwiederte ich mit dem Ausdrucke voller Ueberzeugung.

„Also denn?" sagte er mit einem unbeschreiblichen Lächeln und einem Blicke voller Klugheit und Wohlwollen, — „also, mein lieber Sohn? Warum, wenn Sie zu dieser Ueberzeugung gelangt sind, warum handeln Sie nicht darnach? Das Glück liegt dicht vor Ihnen, Sie brauchen's nur festzuhalten!"

„Wo liegt es?" fragte ich verdutzt.

„Verstehen Sie mich nicht?" gab er zur Antwort. „Die Sache ist doch sehr einfach. Sie bleiben bei uns, und theilen unser Glück! Das ist der Vorschlag, den ich Ihnen machen wollte?"

„Aber ich kenne ja Ihr Handwerk nicht!" rief ich aus.

„Lernen Sie's!" erwiederte er kurz. „Es ist noch Zeit genug dazu, und den Lehrmeister haben Sie umsonst. Ich gebe Ihnen Zeit zum Ueberlegen bis morgen. Und jetzt kein Wort mehr von der Sache."

„Der Alte ging hinaus und ließ mich allein mit seiner Frau, die still, aber aufmerksam unser Gespräch angehört hatte. Man brauchte übrigens keine große Beobachtungsgabe zu besitzen, um zu sehen, daß sie den Vorschlag ihres Mannes bereits vorher gekannt hatte und vollkommen damit einverstanden war. Jetzt stand sie auf, legte sanft ihre Hand auf meine Achsel und sagte: „Ueberlegen Sie's, Herr Selten! Es ist zwar komisch, daß ein vornehmer Herr, der so reich gewesen ist, wie Sie, auf einmal Schlosserlehrjunge werden soll, — aber Sie haben's selbst gesagt, Rang und Reichthum machen nicht glücklich und im Uebrigen: mein Alter hat Sie lieb und meint es gut mit Ihnen. Ueberlegen Sie, Herr Selten, und Gott verhelfe Ihnen zum

rechten Entschlusse. Mir und meinem Alten sind Sie willkommen, das wissen Sie! Wir haben Sie lieb, als ob Sie unser Kind wären."

„Daran konnte ich nun allerdings nicht zweifeln, denn die guten, alten Leute hatten mir Beweise genug von ihrer aufrichtigen Liebe zu mir gegeben. Gleichwohl sträubte sich etwas in mir, den Vorschlag des Alten zu ergreifen. Die gute Katharine mochte es meiner Miene wohl ansehen. Sie blickte mich scharf an und schüttelte bedenklich den grauen Kopf. „Oh, der alte Adam! Der alte Adam!" murmelte sie leise vor sich hin, aber doch nicht so leise, daß ich ihre Worte nicht verstanden hätte.

„Was meinen Sie mit dem alten Adam, Mütterchen?" fragte ich.

„Ich meine damit Ihre Scheu vor der Arbeit," antwortete sie gradezu. „Diese Scheu ist der alte Adam, der in Ihnen sitzt und ehe Sie den nicht ausgetrieben haben, wird nichts aus Ihnen. Sie wollen das Glück suchen, wollen Ihre Umstände verbessern und vergessen, daß man zu allererst an sich selber bessern muß, wenn das Uebrige besser werden soll. Nun, wie Sie wollen! Mein Alter hat es Ihnen gut genug geboten, aber zureden thun wir weiter nicht. Jetzt ist's Ihre Sache, sich zu entscheiden."

„Aber bin ich nicht schon zu alt, um noch zu lernen," sagte ich im Zwiespalt mit mir selbst.

„Zur Arbeit ist man nie zu alt, wenn man gesunde Sinne und gesunde Glieder hat," erwiederte sie, „und wer arbeitet, erwirbt nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern auch Zufriedenheit mit sich selber als Zugabe obendrein. Arbeit hat goldenen Boden."

„Diese Worte trafen den wunden Fleck in mir. Die alte Katharine hatte recht, nur Arbeit schafft Zufriedenheit. Bei

meiner Trägheit war ich nie zufrieden gewesen, obwohl es mir nie an Geld gefehlt hatte. Es war also nur vernünftig, wenn ich es nun einmal mit der Arbeit versuchte. Was blieb mir denn auch weiter übrig? Wenn ich überhaupt leben wollte, mußte ich arbeiten. Aber daß mir die Erfüllung dieser Nothwendigkeit so nahe auf den Leib rückte, das machte mich stutzig. Der alte Adam in mir sträubte sich vor dem Zaum und Gebiß, das ihm angelegt werden sollte. Es wirbelte mir im Kopfe und ich griff nach meiner Mütze, um das Freie zu suchen.

„Ein paar Stunden lief ich durch Wald und Feld umher, und kämpfte einen schweren Kampf mit mir. Der alte Adam wollte sich nicht niederwerfen und austreiben lassen, sondern machte mir viel zu schaffen. „Wie?" rief er mir zu, — „du, der Herr von Selten, für die höchsten Stellen im Staate erzogen, sollst Lehrjunge bei einem alten Schlosser werden, sollst mit deinen zarten Händen Blasebalg, Hammer und Feile handhaben, sollst in Niedrigkeit versinken, in ewigem Kampfe mit Beschränkung und Dürftigkeit leben? Unmöglich!" — „Aber," entgegnete der bessere Geist in mir, — „aber was könntest du Anderes thun, um zur Ruhe und Zufriedenheit zu gelangen? Warum willst du das Glück in der Ferne suchen, wenn es dir in der Nähe geboten wird? Und wirst du nicht auch in fremdem Lande arbeiten müssen, wenn du nicht im Elende untergehen willst?" — Ich vergegenwärtigte mir das Leben, das mich in Amerika erwartete. Pflug und Spaten waren dort mein Handwerkszeug, hier waren es Hammer und Feile. Ich fand keinen wesentlichen Unterschied darin. Dagegen: dort stand ich fremd und allein, hier hatte ich brave, wackere, gutherzige Freunde gewonnen! Dort eine fremde Sprache, fremde Sitten und Gebräuche, hier heimische Sitte und deutsche Gemüthlichkeit. Und am Ende: harte Arbeit dort, wie hier.

„Nachgerade sah ich ein, daß ich ein Thor war, noch länger

zu schwanken, zu zweifeln, zu erwägen. „Es muß sein!“ rief ich aus, — und: „es soll sein,“ setzte ich hinzu.

„Mit diesem festen Entschlusse kehrte meine Ruhe zurück. Ich dachte nicht mehr an Amerika, nicht mehr an meinen gedemüthigten Stolz, ich hatte nur noch Einen Gedanken: den, mich aufzuraffen, ein neues Leben zu beginnen, zu arbeiten. „Arbeit hat goldenen Boden,“ hatte Frau Katharine gesagt, und sie mußte es wissen, denn ihr ganzes Leben war so ziemlich treues Mühen und fleißige Arbeit gewesen.

„Mit diesem Vorsatze kam ich nach Hause, hing ruhig meine Mütze an einen Nagel und setzte mich, als ob nichts geschehen wäre, mit meinen braven Schlosserleuten zu Tische. Auch sie stellten sich vollkommen unbefangen an. Von den Verhandlungen des Morgens war keine Rede und bis zum späten Abende wurde der Gegenstand mit keinem Worte berührt. Desto mehr mochten wir darüber nachdenken. Meister Paul schien mir übrigens anzusehen, welche Wahl ich getroffen hatte, denn herzlicher als jemals drückte er mir am Abend beim Schlafengehen die Hand.

„Wie erwähnt, schlief ich auf einer kleinen Bodenkammer, welche Frau Katharine mir eingeräumt hatte. In derselben stand noch außer meinem ein großer Schrank mit Kleidungsstücken und unter diesen hing auch ein altes Schurzfell. Am andern Morgen, sobald es hell wurde, kleidete ich mich an, hing das Schurzfell über und ging so in die Werkstätte hinab, wo in der Esse bereits das gewöhnliche Kohlenfeuer glühte.

„Guten Morgen, Meister!“ rief ich meinem Lehrherrn zu, denn als Solchen betrachtete ich von diesem Morgen an meinen Alten.

„Guten Morgen, Fritz,“ entgegnete er, ohne eine Miene zu verziehen, obgleich ich ein wenig auf seine Ueberraschung gerechnet und mich darauf gefreut hatte. „Gescheit von dir, daß

du kommst und so kommst, mit dem Schurzfell mein' ich. Es steht dir gut. Jetzt aber hurtig an die Arbeit. Hole mir einen Korb voll Kohlen aus dem Schuppen."

„Blitz ja, der Alte nimmt's kaltblütig," dachte ich bei mir selber, ging aber doch, obwohl ein wenig verdutzt, an den Kohlenschuppen und huckte mir einen Korb voll Kohlen auf. Ihn auf den Schultern tragend, kehrte ich zu meinem Meister zurück, schüttete die Kohlen an Ort und Stelle, wo sie hingehörten, aus, und sagte: „Hier! Was nun, Meister?"

„Nun einen deutschen Handschlag, Junge!" rief er mit ganz veränderter, herzlich wohlwollender Miene zu und schüttelte mir die Hand, als ob er sie mir aus den Schultern renken wollte. „Siehst du, Bursche, auf die Probe wollte ich dich stellen mit dem Kohlenkorbe! Hättest du einen Zuck gethan, dich geweigert, oder nur dich besonnen, dann Adieu Lehrlingsschaft, ich hätte auf der Stelle gemerkt, daß es dir nicht rechter Ernst wäre mit dem Lernen und Arbeiten! Jetzt aber sehe ich, daß du es gut mit dir meinst! Sehe, du bist zum Nachdenken und zur Besinnung gekommen! Sehe, du willst dich bessern, und hast am rechten Ende angefangen, indem du das Schurzfell vorbandest und willig zum Gehorsam warest. Jetzt habe ich Hoffnung und denke, es wir gehen mit uns. Uebrigens war's etwa kein Spaß mit dem Kohlenkorbe, denn wer etwas Rechtes lernen will, muß von unten auf anfangen. Doch mein' ich, wir werden rasch vorwärts kommen, wenn du so willig bleibst, wie du dich eben gezeigt hast. Jetzt komm', die Frau Meisterin muß auch wissen, daß wir einen neuen Lehrjungen haben. Sie wird sich freuen!"

„Ja, ja, sie freut sich," ertönte jetzt die Stimme der guten alten Katharine aus der Stube und sie trat, mir beide Hände entgegenstreckend, auf die Schwelle der Werkstatt, — „willkommen, Friedrich!" fuhr sie fort. „Und Gottes Segen möge

ruhen auf deinem Entschlusse, den gewiß Gott selber dir eingegeben hat. Arbeit hat goldenen Boden, Friedrich! Du wirst das noch kennen lernen!"

„Gut gesagt, Mutter," fiel der alte Paul ein. „Arbeiten ist besser, wie Gold suchen! Darum dürfen wir aber jetzt auch nicht feiern. Hurtig wieder an die Arbeit, Junge! Wahrhaftig, du mußt recht fleißig sein, wenn ich dich ein Jahr oder zwei früher, als gewöhnlich, lossprechen und zum Gesellen erklären soll!"

„Ich seh' es wohl ein, Meister," entgegnete ich. „Doch hoffe ich, Ihr sollt zufrieden sein mit meinem Fleiße!"

„Wollen's abwarten," gab er kurz zur Antwort. „Jetzt hier, — feile mir das Eisen ordentlich rund und gib dir Mühe, denn es ist dein erstes Stück Arbeit und wie das erste, so pflegen auch die folgenden auszufallen."

„Ich feilte und gab mir Mühe. Der Meister war zufrieden. Bis Mittag arbeiteten wir unausgesetzt fort und die Zeit verging mir, wie ein Augenblick. Ich wunderte mich, als die Frau Meisterin zu Tische rief. Nachmittags ging es wieder in die Werkstatt bis zum Dunkelwerden, dann wurde Schicht gemacht.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich mich am Abend todtmüde fühlte, todtmüde! Aber auch so zufrieden mit mir selber, daß ich es mit Worten nicht auszudrücken vermag! Mir war zu Sinne, als ob dieser erste Tag der Arbeit, wirklicher, angestrengter Arbeit zugleich der erste Tag wirklichen, wahren Lebens für mich wäre. Ich konnte kaum noch meine Arme rühren vor Ermüdung, aber meine Seele fühlte sich frei und leicht, wie noch nie, und als es zum Schlafen ging, schlief ich, wie ich seit meiner ersten Kindheit nicht so tief und süß geschlafen hatte. Gleichwohl war ich am andern Morgen vor meinem Meister in der Werkstatt und die

Kohlen glühten schon lustig, als er hereintrat. Er war sichtlich angenehm überrascht und bot mir mit der freundlichsten Stimme und Miene den Morgengruß. „Ich sehe, ich sehe, es wird sich machen!“ sagte er, — und von Neuem begann die Arbeit wie gestern und dauerte ohne Unterbrechung, die eine Stunde Mittags ausgenommen, bis zum Abende.

„Um es kurz zu sagen: ich hatte eine wirkliche Lehrzeit angetreten und mein Meister schenkte mir, so lange wir in der Werkstatt waren, keinen Vorzug irgend einer Art vor einem ganz gewöhnlichen Lehrburschen. Im Anfang machte mich das mitunter ein wenig stutzig, aber allmählig gewöhnte ich mich daran und nach wenigen Wochen fand ich es ganz in der Ordnung. Außerdem war es wieder ein Anderes, wenn wir Feierabend machten, oder Sonntag hatten. Dann trat sofort das alte Verhältniß zwischen uns ein, ich wurde als Kind vom Hause behandelt und betrachtete meinerseits die guten, alten Leute wie leibliche Eltern. So fühlte ich mich denn in der That und in Wahrheit sehr wohl und glücklich in meiner neuen Sphäre, obgleich sie einen so ungeheuren Kontrast zu meiner früheren, äußerlich glänzenden Lage bildete.

„Meine Arbeit wurde mir allmählig lieb und werth. Zuerst hatte ich nur gearbeitet, um meinem festen Entschlusse Genüge zu thun, — bald aber interessirte mich die Arbeit um ihrer selbst willen. Mein alter Meister war kein gewöhnlicher Handwerker oder Tagelöhner, er war in seinem Fache äußerst geschickt und ein fast eben so guter Mechaniker, als Schlosser. Die meiste Arbeit lieferte er für eine Fabrik im Städtchen, welche die äußerste Sorgfalt und Genauigkeit verlangte. Nachdem ich die ersten Handgriffe so weit geübt hatte, daß sie mir geläufig und gewissermaßen zur anderen Natur geworden waren, weihte mich Meister Paul in seine feinen Arbeiten ein und übertrug mir die Anfertigung von Maschinentheilen, welche große Auf-

merksamkeit und selbst Nachdenken erforderten. Das spornte meinen Eifer; ich fand etwas Künstlerisches in unserem Gewerbe und indem ich ihm das lebhafteste Interesse zuwendete, kam ich nachgerade so weit, kleine Verbesserungen auszudenken, die meinen Meister überraschten und sich in der Praxis bewährten. Solche Erfolge ermuthigten mich immer mehr. Ich suchte meine wenigen Kenntnisse hervor, die mir in der Jugend, mehr durch Hören und Sehen, als durch Lernen, gewissermaßen angeflogen waren, und fand auf einmal bei einigen angestellten Versuchen, daß einiges Talent zum Zeichnen und zur Mechanik überhaupt in mir stecken müsse. Mein braver Meister merkte es nicht minder und einige kleine Arbeiten, die ich nebenbei in Mußestunden anfertigte, gewannen ihm ein beifälliges Kopfnicken ab.

„Junge," sagte er, „in dir steckt mehr, als du selber wissen und ahnen kannst! Dich hat der liebe Gott zu mir geführt, damit etwas Rechtes und Ordentliches aus dir werden soll, und ich bin überzeugt, du wirst die Stunde einst segnen, in welcher du den Entschluß gefaßt hast, ein arbeitsames Leben zu beginnen. Laß mir die Dinger da, ich will sie dem Fabrikherrn zeigen."

„Das geschah, und zu meiner Ueberraschung kam etwa vierzehn Tage nachher der Fabrikherr selber in unsere Werkstätte, um mich kennen zu lernen, meine Zeichnungen, meine Studien, meine Arbeiten nachzusehen. Er schien Gefallen an mir zu finden und lud mich ein, ihn zu besuchen. Ein paar Tage später schickte mich mein Meister zu ihm; er nahm mich freundlich auf und führte mich selber in seiner Fabrik umher, deren Einrichtungen er mir erklärte, so weit er eben glaubte, daß ich im Stande sei, sie zu durchschauen. Ich beobachtete Alles und fand zu meiner Ueberraschung, daß ich ein weit besseres Verständniß der mannigfach verwickelten mechanischen Kräfte besaß,



als ich mir jemals ohne diesen Besuch eingebildet haben würde. Manche Einrichtung schien mir sogar sehr wesentlicher Verbesserungen fähig, und ich wagte es, dem Fabrikherrn mit aller Bescheidenheit einige dahin zielende Andeutungen zu geben. Er stutzte, maß mich mit einem sonderbaren Blicke, schien etwas sagen zu wollen, verschluckte es aber und rief einige Arbeiter herbei. Mit kurzen Worten befahl er ihnen, die von mir angegeben Aenderungen auf der Stelle auszuführen und — siehe da, sie bewährten sich in einer Weise, die nicht nur ihn, sondern auch mich selber überraschten.

„Wissen Sie was," sagte er jetzt zu mir, „Sie sind entweder nicht, was Sie scheinen, oder Sie haben ein bewunderungswürdiges Talent für Mechanik. Nicht wahr, Sie *sind* Mechaniker?"

„Nein," entgegnete ich einfach, — „ich bin nichts, als ein Schlosserlehrling, der früher allerdings in besseren, oder genauer ausgedrückt, in anderen Verhältnissen lebte."

„Und Sie sind zufrieden mit ihrer jetzigen Lage?"

„Ich ziehe sie meiner früheren vor," antwortete ich.

„Der Fabrikant ging einige Mal rasch in der Stube auf und ab; dann kam er plötzlich wieder auf mich zu, und sagte: „Sie sind zu etwas Besserem, als zu einem gewöhnlichen Schlosser geboren. Ich will Ihnen den Weg ebnen, den Sie einschlagen müssen. Treten Sie in meine Fabrik ein — als Zeichner, als Mechaniker, als was Sie wollen. Ich werde Sie anständig honoriren."

„Das Anerbieten war freundlich, dennoch mußte ich die Annahme desselben ablehnen. „Ich kann und werde meinen alten Meister Paul nicht verlassen," erwiederte ich mit einigen noch hinzugesetzten, herzlich dankbaren Worten. „Er hat mir geholfen, als ich in Noth war, und es könnte eine Zeit kommen,

wo wir die Rollen wechseln und ich seine Stütze sein kann, denn Meister Paul ist nicht mehr jung."

„Aber Sie werden Ihre ganze künftige Laufbahn verderben!" warf mir der Fabrikant ein.

„Das steht in Gottes Hand," entgegnete ich. „Meinen Entschluß kann ich trotzdem nicht ändern."

„Der Fabrikant sah meine Festigkeit und gab es auf, mich seinen Wünschen günstiger zu stimmen. Doch hatte ich, trotz meiner Weigerung jedenfalls in seiner Achtung nichts verloren, denn er gab mir noch manche gute Winke und wohlgemeinte Rathschläge, bot mir die Benutzung seiner Bibliothek an und entließ mich endlich mit einem warmen Händedrucke.

„Von Stund an mehrten sich auch unsere Arbeiten, denn mein neuer Gönner, — so durfte ich den Fabrikanten wohl nennen, — wendete uns jeden Verdienst zu, der früherhin nach auswärts gegangen war. Meister Paul mußte drei, vier Gesellen anschaffen, weil wir Beide die Arbeit nicht mehr bewältigen konnten; er sprach schon davon, mich loszusprechen und mich zum Compagnon anzunehmen; eine sichere Aussicht auf ein stilles, behagliches Leben eröffnete sich mir in greifbarer Nähe; ich war ganz entschlossen, sie mir nicht entschlüpfen zu lassen und meine ganze künftige Lebenszeit in dem kleinen Städtchen an der Mecklenburg'schen Gränze zuzubringen, als plötzlich ein großes, folgenreiches Ereigniß, Alles anders bestimmend, in mein Dasein eingriff. Der für alle Ewigkeit berühmte und große Name James Watt drang zum ersten Male zu meinem Ohre und mit ihm zugleich die wunderbare Kunde von seinen, später alle gewerblichen Verhältnisse gänzlich umgestaltenden Verbesserungen der Dampfmaschine. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr der Gedanke meine Seele: „diesen Mann mußt du kennen lernen!" und dieser Gedanke ließ mir fortan keine Ruhe mehr, bis ich ihn meinem alten Meister Paul mitgetheilt hatte.

Wir führten ein langes Gespräch darüber, und das Resultat war der Beschluß, daß ich nach England abreisen, und die Werkstätte des großen Mechanikers besuchen solle."

Sechstes Kapitel.

Auf nach England.

„Ihr erinnert Euch vielleicht noch, liebe Freunde," fuhr der alte Herr von Selten in seiner Erzählung fort, „daß ich aus den Trümmern meines einst großen Vermögens noch eben fünfhundert Thaler gerettet hatte. Ich hatte das kleine Kapital schon mehrmals meinem alten Meister Paul unter verschiedenen Vorwänden und bei verschiedenen Gelegenheiten angeboten, war aber immer zurückgewiesen worden.

„Behalte dein Geld," sagte er jedesmal; „ich brauche es nicht, und für dich kann eine Zeit kommen, wo du es schmerzlich vermissen würdest, wenn du es weggegeben hättest."

„Siehst du nun," sprach er jetzt zu mir, als meine Reise nach England beschlossen war, — „siehst du nun, daß Vorsicht selten Schaden bringt? Hätten wir deine fünfhundert Thaler verbauet, oder sonstwie für einen augenblicklichen Vortheil ausgegeben, so säßest du fest und es hieße: Adieu England, Adieu James Watt, Adieu Dampfmaschine und Verbesserungen. Man muß nie Geld ausgeben, außer wo es unumgänglich nöthig ist. In diesem Falle befindest du dich jetzt. Reise also in Gottes Namen. Dein Kapital, auf diese Weise angelegt, wird seine Zinsen tragen, und zwar reichlich."

„Es handelte sich nur noch darum, auf welche Weise ich reisen sollte.

„Ich wüßte wohl, wie ich's machte," sagte mein alter Meister zu mir. „Aber ich will dir nicht vorgreifen, und dir auch keine Vorschriften geben; du mußt am besten wissen, wie du dein Geld auszugeben oder zu sparen hast."

„Dieser Wink genügte, mich stutzig zu machen. Mein erster Gedanke war gewesen, mich auf die Post zu setzen, nach Hamburg zu fahren, dort eine Ueberfahrts-Gelegenheit zu suchen, und wieder mit der Post nach Soho bei Birmingham zu gehen, wo James Watt seine Maschinenfabrik eingerichtet hatte. Aber die Ausführung dieß Planes kostete viel Geld, und mein alter Meister sprach von sparen. Ich überlegte mir seine Worte, dachte darüber hin und her, und kam endlich zu einem Entschlusse. Am Tage, der zu meiner Abreise bestimmt war, trat ich völlig gerüstet aus meinem Kämmerlein in die Stube des Meisters. Auf dem Rücken trug ich mein Ränzchen, in der Hand einen derben Wanderstab, den ich mir eigenhändig aus einem Schwarzdorn-Zweige geschnitzt, und unten mit einer sauberen, eisernen Zwinge versehen hatte, damit er sich nicht zu schnell abnutzen solle. Mein Anzug war der eines gewöhnlichen Schlosser-Gesellen, — einfach im höchsten Grade, aber auch äußerst sauber.

„Meister Paul machte große Augen, als ich so vor ihn trat; dann aber verzog sich sein Gesicht zu der freundlichsten Miene, und mit glänzendem Blicke reichte er mir die Hand hin.

„Brav, Gesell!" rief er mir herzlich zu. „Das meinte ich grade! Als Handwerksbursche reist man billig, als vornehmer Herr theuer! Du wirst weit kommen mit deinen fünfhundert Thalern."

„Ich hoffe, sie sollen noch zur Rückreise reichen," erwiederte

ich lächelnd. „Aber nun, Gott befohlen, Meister! Ich will meine Wanderschaft antreten."

„Ziehe hin im Frieden, mein lieber Sohn!" antwortete er, indem er mich in seine Arme schloß. „Der Herr sei mit dir auf deinen Wegen, und gönne mir die Freude, daß meine alten Augen dich noch einmal frisch und gesund wiedersehen."

„Ein herzlich väterlicher Kuß machte den Beschluß seiner Rede, und nun schob er mich zu seiner Frau, der braven, alten Mutter Kathrine, hin, in deren Augen eine Thräne schimmerte. „Der Herr segne dich, mein Kind!" sagte sie. „Wenn auch mit Betrübniß, lasse ich dich mit froher Hoffnung von hinnen ziehen, denn ich weiß, daß diese Reise zu deinem Besten ist, und daß wir uns einst freudig wiedersehen werden. Geh' und wandle auf Gottes Wegen, wie du hier gewandelt, dann bleibt sein Segen nicht aus."

„Ich muß gestehen, mein Herz war tief bewegt durch den Abschied von diesen braven Leuten, denen ich Alles verdanke, was ich später geworden bin. In jenem Augenblicke kam es mir fast thöricht vor, daß ich aus ihrer Mitte scheiden sollte. Bei ihnen war ich glücklich, und was konnte mir die Zukunft mehr bieten, als eben dieses Gefühl stillen, genügsamen, bescheidenen Glückes? Der alte Paul las in meiner Seele:

„Was dich anbetrifft," sagte er, „so genügt es nicht, glücklich zu *sein*, es handelt sich darum, auch glücklich zu *machen*. Gott hat dir in deinem Talente ein Pfund gegeben, mit dem du wuchern mußt zu des Herrn Freude. Also kein Schwanken und Zögern weiter, mein Sohn! Laß deinen Blick nicht auf der Vergangenheit, nicht auf der Gegenwart weilen, sondern richte ihn auf die *Zukunft*. *Glücklich machen* ist auch ein großer Segen des Herrn!"

„Er hatte recht. Seine Worte fielen zündend in meine Seele,

und ich betrachtete von jenem Augenblicke an die Zukunft in einem ganz neuen Lichte.

„Glücklich machen ist auch ein Segen des Herrn!“ wiederholte ich, vor mich hin murmelnd, als ich mich endlich von meinen theuren, alten Pflege-Eltern losgerissen hatte, und mit rüstigem Schritte auf der Landstraße nach Hamburg hinwanderte. Je tiefer ich über diese Worte nachdachte, desto heißer fühlte ich mein Herz dafür glühen. „Gewiß,“ rief ich laut aus, — „glücklich machen ist mehr noch, als glücklich sein, denn dadurch nähert man sich der ewigen Liebe, die Gott ist!“

„In jenen Tagen war es, wo ich zuerst den Entschluß faßte, in Zukunft nicht blos an mich, sondern auch an meine Nebenmenschen zu denken, die Gott weniger reich gesegnet hatte, als mich, der ich mich der besten irdischen Güter erfreute, nämlich der Gesundheit und eines genügsamen Herzens.

„Nach Verlauf einer Woche kam ich in Hamburg an. Unterwegs hatte ich mich nicht übereilt; aber, einmal in dieser großen Handelsstadt, ließ es mir keine Ruhe mehr, und ich gönnte mir kaum so viel Zeit, sie flüchtig kennen zu lernen. Es trieb mich fort nach England, und ich eilte nach dem Hafen, um mich nach einem Schiffe zu erkundigen, auf dem ich die Ueberfahrt nach London machen konnte. Das Glück begünstigte mich. Ich fand einen Kapitän, der mich, da er mich für einen armen Handwerksburschen hielt, für eine Kleinigkeit in sein Schiff aufnahm, und mir selbst die geringen Ueberfahrtskosten schenkte, als ich unterwegs Gelegenheit hatte, ihm einen Dienst zu leisten. Auf hohem Meere brach nämlich bei einem kurzen, aber ziemlich heftigen Gewittersturme das Steuerrad, und, ohne erst eine Aufforderung dazu abzuwarten, suchte ich mein Handwerkszeug hervor und schmiedete das Rad, zur großen Zufriedenheit des Kapitäns, wieder zusammen. Als ich bei der Ankunft in Lon-

von mein Passagiergeld bezahlen wollte, schob er mir's lächelnd wieder zu.

„Das Steuerrad hat uns quitt gemacht, guter Freund," sagte er. „Ohne Euren Beistand wären wir in nicht geringer Verlegenheit gewesen! Also nehmt Euer Geld und meinen Dank obendrein!"

„So kam ich frei nach England, und machte mich nun unverzüglich auf den Weg nach Birmingham. Ohne Unfall kam ich dort an, aber kaum in einer bescheidenen Herberge abgestiegen, hörte ich Nachrichten, die meinen frohen Hoffnungen einen nicht geringen Stoß versetzten. In der Herberge traf ich nämlich einen Handwerks-Genossen, der mich in gebräuchlicher Weise begrüßte, und mir zuletzt auch den Zweck meines Herkommens abfragte.

„Also nach Soho willst du, Kamerad?" rief er aus, als ich ihm ohne Hehl diese meine Absicht mitgetheilt hatte. „Zu James Watt? Nun, da wünsch' ich viel Glück, wenn es dir gelingt, anzukommen! Hunderte haben's schon versucht, ich selber auch, aber Alle haben mit getäuschter Erwartung wieder davon gehen müssen. James Watt nimmt nur Arbeiter an, die er genau kennt. Fremde weist er Alle ohne Umstände zurück!"

„Dieß war nun freilich nicht sehr ermuthigend für mich. Indeß hegte ich immer noch einige Hoffnung. Da ich unterwegs äußerst sparsam gelebt hatte, so befand sich mein kleines Kapital noch fast ganz zusammen in meinem Reise-Ränzchen. Für ein Jahr und auch wohl noch länger reichte es aus zum nothdürftigen Lebensunterhalte, und im schlimmsten Falle war ich entschlossen, es zu opfern und bei James Watt ohne Lohn zu arbeiten, wenn ich nur überhaupt Eingang in seine Fabrik erhielt. Davon sagte ich jedoch meinem Kameraden nichts, son-

dern äußerte nur, ich wolle unter allen Umständen mein Heil versuchen.

„Dieß that ich denn auch. Am nächsten Morgen begab ich mich nach Soho und fragte nach James Watt. Man wies mich zu ihm, aber ich mußte eine gute Stunde warten, bevor ich armer Handwerksgesell von ihm der Beachtung gewürdigt wurde. Trotzdem ward mir die Zeit nicht lang. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den kleinen und doch so großen Mann, dessen Genie bald darauf die ganze Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Eine schöne Stirn, ein lebhaftes, glänzendes Auge und ein sanftes, gewinnendes Benehmen zeichneten ihn am auffallendsten aus. Mit gleichmäßiger Ruhe hörte er Jeden an, der irgend ein Anliegen bei ihm vorzubringen hatte, und gab ohne vieles Besinnen raschen und bestimmten Bescheid. Endlich bemerkte er mich, der ich bescheiden in meiner Handwerkstracht bei Seite stand, und gab mir einen Wink, näher zu treten. Mein Herz pochte in fast hörbaren Schlägen, als ich auf ihn zuging, und ich konnte kaum Worte finden, meine Bitte auszusprechen. Er faßte mich flüchtig, aber scharf in's Auge, und zuckte dann halb mitleidig, halb bedauernd leicht die Achseln. „Es thut mir leid," gab er mir zur Antwort, — „Ihr scheint ein ordentlicher Bursche zu sein, aber dennoch muß ich Eure Dienste zurückweisen. Es ist keine Stelle in meiner Fabrik unbesetzt!"

„Ich würde zwar ohne Lohn arbeiten, wenn ich nur bleiben könnte," wagte ich noch hinzuzufügen.

„Es kann nicht sein," erwiederte er entschieden, obwohl immer noch freundlich. „Sucht Euch in Birmingham Arbeit. Sie wird nicht schwer zu finden sein, wenn Ihr Euch nur danach umthun wollt. Gott mit Euch!"

„Mit einer flüchtigen Handbewegung, die ich als Zeichen des Abschieds deutete, drehte er mir den Rücken zu. Ohne zudring-

lich zu erscheinen, konnte ich nicht länger verweilen. Also kehrte ich seufzend um, und wanderte ziemlich betrübten Sinnes von dannen.

„Was nun? — Nach Birmingham zurückgekehrt, setzte ich mich in einen stillen Winkel der Herberge und grübelte nach. Mein erster Gedanke war, wieder nach Deutschland zu Meister Paul zu gehen; aber schon nach kurzem Nachdenken verwarf ich ihn wieder als kindisch und unmännlich. Ich wollte die weite Reise nach England nicht umsonst gemacht haben, wollte meinem alten Meister nicht unter die Augen treten, ohne wenigstens einige neue Kenntnisse aus der Fremde mitzubringen. Obgleich mein höchster Wunsch durch Watt's Zurückweisung vereitelt war, konnte ich meinen Zweck doch immer noch auf einem Umwege erreichen, wenn ich mir Eingang in eine Fabrik zu verschaffen wußte, wo die neuesten Dampfmaschinen von Watt verwendet wurden. Auf diese Weise lernte ich wenigstens die Maschinen kennen, und konnte mir Einsicht von der Konstruktion derselben verschaffen.

„Diesen Gedanken hielt ich fest und suchte ihn unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Schon am nächsten Tage zog ich die nöthigen Erkundigungen ein und brachte in Erfahrung, daß erst eine Woche früher eine Dampfmaschine aus Soho, dem Etablissements Watt's, in eine der größten Baumwollen-Fabriken Birminghams abgeliefert worden sei. Auf der Stelle begab ich mich zu Mr. Hastings, dem glücklichen Besitzer der Maschine und bot ihm meine Dienste als H e i z e r an. Allerdings eine sehr untergeordnete Stellung, aber ich erreichte durch diese Selbsterniedrigung zweierlei Zwecke. Einmal durfte ich hoffen, leichter anzukommen und dann, wenn meine Dienste angenommen wurden, war ich unmittelbar bei der Maschine angestellt, und konnte sie ganz gründlich studieren.

„Mein Plan glückte vollkommen, und zwar so vollkommen,

daß ich sogar als Heizer der neuen Maschine zuertheilt wurde. Um keinen Verdacht zu erregen, als ob ich irgend welche besondere Zwecke verfolge, erfüllte ich mit der strengsten Genauigkeit die mir obliegenden Pflichten, und benutzte nur meine Freistunden dazu, den Gang der Maschine zu beobachten, und ihre innere Einrichtung kennen zu lernen. Wenn ich auf meinem Posten vor dem Dampfkessel abgelöst wurde, saß ich sicher zwei Minuten darauf im Maschinen-Raume, und entwarf auf kleinen Blättchen Papier flüchtige Zeichnungen von den einzelnen Theilen der Maschine, die ich dann zu Hause sorgfältiger ausführte und zu künftigem Gebrauche zurücklegte. Mr. Hastings traf mich mehrmals bei dieser Beschäftigung, beachtete sie aber gar nicht, da er mich in meinem rußigen Anzuge und meinen mit Kohlenstaub bedeckten Händen für einen gewöhnlichen Arbeiter hielt, den eben nur Neugierde zur Maschine getrieben habe. Eine Einsicht von der Kraft und Wirkung der einzelnen Theile derselben traute er mir gewiß nicht zu, und ließ mich daher ganz ungestört mein Wesen treiben.

„Vier bis sechs Wochen mochte ich so hingebracht haben, als ich eine Bemerkung in Betreff der Maschine machte, die mir des gründlichsten Nachdenkens werth zu sein schien. So vollkommen die Maschine nach dem damaligen Standpunkte der Mechanik war, gewiß das Vollkommenste, was man überhaupt zu jener Zeit kannte, glaubte ich dennoch eine wesentliche Verbesserung daran anbringen zu können. Worin diese Verbesserung bestand, kann ich Euch, da sie ziemlich umfangreiche, mechanische Kenntnisse voraussetzt, nicht ganz deutlich machen. Genug, die Aufgabe war, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu verwandeln, und ich glaubte diesen Zweck durch Anwendung eines Rades erreichen zu können, das seitdem das Sonnen- oder Planeten-Rad genannt wird. Wenn es Euch interessirt, dieses Rad kennen zu lernen, so laßt Euch gelegent-

lich einmal zur ersten besten Dampfmaschine führen, und es Euch vom Werkführer zeigen; für jetzt will ich nur bemerken, daß mir die Idee zu diesem Rade wie Feuer im Gehirne brannte, und daß ich keine Ruhe fand, bis ich den Versuch gemacht hatte, ob sie sich auch bewähren würde. Um hierüber Klarheit und Gewißheit zu erlangen, blieb mir weiter nichts übrig, als ein genaues Modell von der ganzen Maschine mit meiner Verbesserung anzufertigen. Dieß konnte nun freilich nicht in wenigen Tagen geschehen, und kostete außerdem Geld und Mühe. Doch das schreckte mich nicht ab. Wenn der Versuch gelang, wenn sich meine Idee praktisch bewährte, so mußten Erfolge von ungeheurer Wichtigkeit dadurch erlangt werden. Außerdem befand ich mich in der Lage, den Versuch zu machen. Ich hatte noch Geld genug übrig, Dank der Sparsamkeit, mit welcher ich gereist war, — meine Zeichnungen genügten, um das Modell in allen seinen einzelnen Theilen herzurichten, — und was Fleiß und Mühe betraf, daran, das fühlte ich an der Gluth, die meine Seele füllte, daran ließ ich's gewiß nicht fehlen.

„Zunächst gab ich also meine Stelle als Heizer in der Fabrik auf, miethete mir dann eine passende Wohnung in einem abgelegenen Stadttheile, richtete mir dort eine kleine Schmiede-Werkstatt ein, kaufte mir die nöthigen Handwerks-Geräthschaften, und ging mit einem Eifer an's Werk, der mir kaum die nothwendigste Nachtruhe gestattete. Essen und Trinken vergaß ich sogar bei meiner unablässigen Thätigkeit. Ich schmiedete, hämmerte, feilte, löthete von frühem Morgen bis spät in die Nacht hinein, bis dann endlich nach wochenlangen Anstrengungen mein Modell fertig vor mir stand.

„Nun handelte es sich nur noch darum, ob es auch seinem Zwecke entsprechen würde. Obgleich ich mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet hatte, daß ich mir einen wohl ge-

nügenden Erfolg versprechen durfte, so zitterten doch meine Hände, und mein Herz pochte in banger, zweifelvoller Erwartung, als ich mit einer ausreichenden Spiritus-Flamme meinen kleinen, mit Wasser angefüllten Dampfkessel heizte. Bald brodelte das Wasser, die Dämpfe entwickelten sich mit Macht, und es wurde Zeit, daß ich das Ventil öffnete, um den Dampf seine Wirksamkeit beginnen zu lassen. Mit bebendem Finger schob ich es zurück, mit athemloser Besorgniß beobachtete ich den Erfolg. Der Dampf strömte in den Cylinder, der Kolben hob und senkte sich, das Rad schwang sich um, — ein Freudenschrei über das glücklich gelungene Werk rang sich aus meiner beklemmten Brust, und fast außer mir vor überschwellendem Entzücken sank ich auf die Knie nieder, und rief wohl zehnmal in einem Athem aus: Mein Gott, ich danke dir! Ich danke dir, himmlischer Vater!

„Ja, es war gelungen! Ich hatte eine Erfindung gemacht, welche unzweifelhaft eine Umwandlung der ganzen mechanischen Welt herbeiführen mußte, und im Geiste sah ich voraus, daß in vielleicht nicht vielen Jahren schon die Kraft von Millionen Menschen durch Dämpfe ersetzt werden würde. Nicht satt konnte ich werden, meine kleine Maschine zu beobachten, die mit der Genauigkeit eines Uhrwerks ihre regelmäßigen Bewegungen verrichtete und erst, als das Wasser in meinem Kessel bis auf den letzten Tropfen verdampft war, konnte ich weiter darüber nachdenken, auf welche Weise ich nun meine Erfindung verwerthen sollte. Um den Nutzen und die Zweckmäßigkei derselben im ganzen Umfange gründlich und überzeugend darzuthun, mußte mein kleines Modell im Großen ausgeführt werden. Am liebsten hätte ich dieß freilich auf eigene Hand hin gethan, aber zu einem solchen Unternehmen, das Tausende von Thalern erforderte, reichten nun freilich meine geringen Mittel nicht hin, und wieder einmal beschlich mich die bittere Reue über die

leichtsinnige Verschwendung, mit der ich in meiner Jugend meinen Reichthum vergeudet hatte. Indeß, diese Reue kam zu spät, und ich gestehe, in jenen Augenblicken eines süßen Triumphes über ein gelungenes Werk trat sie bald vor ernstem Nachdenken wieder in den Hintergrund.

„Nach mannigfachem Ueberlegen entschloß ich mich zuletzt, James Watt meine Erfindung anzutrauen, und seiner Hochherzigkeit und Großmuth zu überlassen, auf welche Weise er mich dafür belohnen oder entschädigen wolle.

„Es war allerdings ein höchst gewagter Entschluß, den ich da faßte. Wenn James Watt unredlich gegen mich verfuhr, so war alle meine Mühe, alle meine Anstrengung umsonst, und ich hatte mich vergebens gefreut. Aber etwas dieser Art durfte ich nicht befürchten. Watt galt allgemein für einen Ehrenmann, sein grader, offener, rechtschaffener Charakter stand unbestritten fest, und bei einem solchen Manne brauchte ich also, wie ich meinte, nicht die geringsten Bedenklichkeiten zu hegen.

„Nach so gefaßtem Entschlusse, säumte ich auch nicht, zur Ausführung desselben zu schreiten. Noch glühend von Entzücken über meine herrliche Erfindung eilte ich nach Soho, und drang darauf, unverzüglich bei Watt vorgelassen zu werden. Der Eintritt wurde mir aber unter dem Vorwande verweigert, daß Mr. Watt in einer wichtigen Besprechung mit seinem Compagnon Boulton begriffen sei, und Befehl gegeben habe, ihn unter keinerlei Umständen, welcher Art sie auch seien, zu stören. Dennoch ließ ich mich nicht abweisen. Der Zweck, um den ich kam, schien mir wichtig genug, um auf jede Gefahr hin bis zu Mr. Watt vorzudringen, und eigensinnig beharrte ich deßhalb darauf, daß ich durchaus und unverzüglich mit Herrn Watt reden müsse. Mein aufgeregtes Wesen, mein glühendes Gesicht, meine Heftigkeit erschütterten den Widerstand, welchen der Diener mir entgegensetzte. Aber noch immer schien er nicht geneigt,

meinem Drängen gänzlich nachzugeben, bis ich ihn ersuchte, Herrn Watt wenigstens einige Zeilen zu überreichen, aus denen er den Zweck meines Kommens ersehen, und danach selbst eine Entscheidung treffen könne. Dieß endlich bewilligte mir der hartnäckige Mensch, und ich riß ein Blatt Papier aus meiner Brieftasche, auf das ich die wenigen Worte schrieb: „Mr. Watt, es ist mir gelungen, eine Vorrichtung an der Dampfmaschine zu konstruiren, durch welche die wechselnde Bewegung des Stempels in eine drehende verwandelt wird, und ich bin bereit, Ihnen meine Erfindung mitzutheilen. Selten."

„Diesen Zettel übergab ich dem Diener, der es mit dem Versprechen in Empfang nahm, es Mr. Watt persönlich einzuhändigen.

„Als er sich entfernte, fühlte ich mein Herz von Neuem pochen, und so ängstlich ward mir zu Muthe, als ob mir irgend ein großes Unglück bevorstünde. Dieses Gefühl steigerte sich zu einer peinigenden, fast unerträglichen Besorgniß; es that mir schon leid, daß ich so ungestüm auf augenblickliches Vorlassen bei Mr. Watt bestanden hatte, und ich war bereits im Begriff, den Diener zurückzurufen, und lieber zu einer anderen Zeit wieder vorzusprechen, als ich bemerkte, daß es zu spät dazu sei. Schon klopfte der Diener an eine verschlossene Thür; sie wurde ein wenig geöffnet; eine Hand streckte sich aus, um meinen Zettel in Empfang zu nehmen, und im nächsten Augenblicke klappte die Thür wieder zu.

„Eine oder zwei Minuten herrschte eine tiefe Stille im Vorgemache. Dann aber hörte ich einen Ausruf des Erstaunens, Schreckens oder Zornes aus dem verschlossenen Zimmer erschallen, und im nächsten Momente wurde die kaum geschlossene Thür heftig wieder aufgerissen, und ein großer, starker Mann mit einer Art von Bullenbeißer-Gesicht stürzte mit hoch gerothe-

ter Stirn heraus und auf den erschrockenen Diener zu, der mich angemeldet hatte.

„Wo ist der Mensch, der dir dieses Blatt gegeben hat?" schrie er ihn mit einer wahren Donnerstimme an.

„Da steht er, Sir," erwiederte der Bursche, und seine Hand zitterte, als er dabei auf mich deutete. „Ich wollte ihn nicht zulassen, aber er bestand darauf, und . . ."

„Still da!" fuhr Mr. Boulton, für welchen ich, und wie sich später zeigte, ganz richtig, den Herrn hielt, seinen Diener an. „Still! Mit dir habe ich nichts zu schaffen, aber desto mehr mit diesem Gentleman hier. Antwort, Sir! Ist es wahr, was Sie auf diesem Zettel zu behaupten wagen?"

„Es ist wahr, Mr. Boulton," antwortete ich.

„Und Sie können es beweisen?"

„Jeden Augenblick, wenn Mr. Watt oder Sie selbst mich in meine Wohnung begleiten wollten."

„Mr. Boulton wurde bleich; die ganze Röthe wich aus seinem Gesicht, und er biß die Zähne so fest auf seine Unterlippe, daß sie ganz weiß wurde.

„Wenn es wirklich wahr ist," sagte er dann, „so haben Sie wirklich eine Erfindung von unberechenbarer Wichtigkeit gemacht. Aber wir müssen mehr darüber hören. Mein Compagnon erwartet sie dort im Zimmer. Begleiten Sie mich zu ihm. Doch halt! Noch einen Augenblick! Ich will dem Diener nur noch einige Weisungen geben, damit wir ungestört bleiben. William, hören Sie wohl zu."

„Er näherte sich dem Diener, und flüsterte wohl eine Minute ganz leise mit ihm, so daß ich keine Sylbe von ihrem Gespräch verstehen konnte. „Sie haben begriffen?" fragte er dann. Der Diener nickte, und nun wendete sich Mr. Boulton wieder zu mir, nahm meinen Arm, und führte mich in das Zimmer ein, wo James Watt, augenscheinlich in gespannter Erwartung,

meiner Ankunft harrte. Er begrüßte mich höflich, und sein sanftes, wohlwollendes Gesicht flößte mir auf einmal allen Muth wieder ein und verscheuchte die Besorgnisse, die Mr. Boultons rauhes und ungebundenes Benehmen bereits in mir erregt hatte. Doch sah auch Mr. Watt etwas bleich aus, und seine Augen verriethen eine gespannte Neugierde, gemischt mit einer unverkennbaren Aengstlichkeit, die ich mir nicht recht erklären konnte. Warum brauchte er ängstlich zu sein? Er hatte mir ja kein Geheimniß zu vertrauen, sondern ich war es, der sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben wollte!

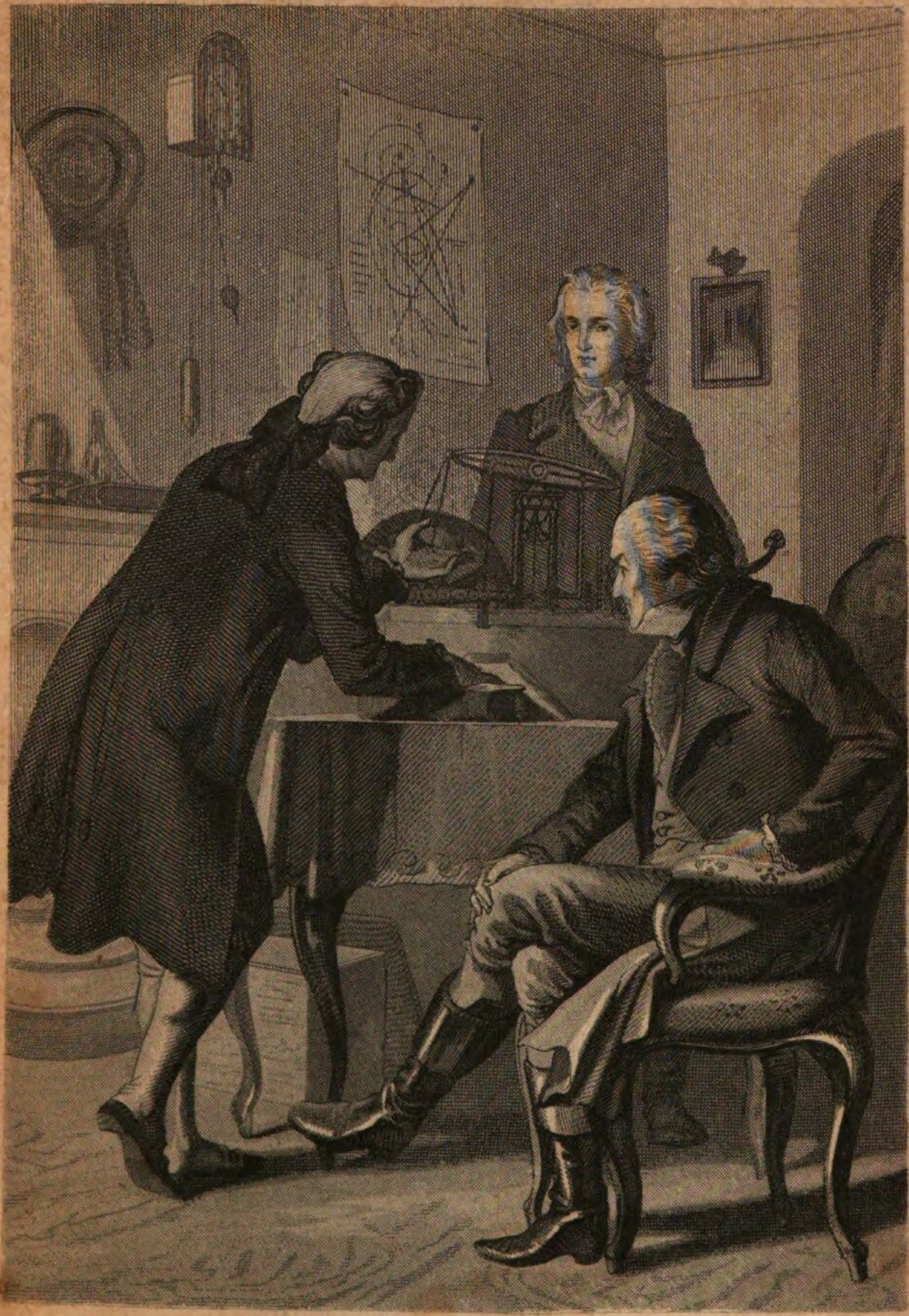
„James Watt hatte mich indeß kaum fünf oder sechs Sekunden in's Auge gefaßt, als sich der Ausdruck seiner Züge gänzlich veränderte. „Nein, nein," sagte er leise, aber doch so, daß ich seine Worte verstehen konnte, zu seinem Compagnon, — „nein, Mr. Boulton, so sieht kein Betrüger aus. Wir können ruhig sein." Dann, zu mir gewendet, betrachtete er mich noch einmal mit einem forschenden Blicke, und redete mich an.

„Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor, Sir," sprach er in freundlichem Tone. „Haben wir uns schon irgendwo einmal begegnet?"

„Gewiß, Mr. Watt," entgegnete ich. „Ich war vor längerer Zeit bei Ihnen, und ersuchte Sie um Beschäftigung. Zu meinem großen Bedauern jedoch sahen Sie sich damals nicht im Stande, meinen Wunsch zu erfüllen."

„Ah! Ich besinne mich!" sagte er nachdenkend. „Ja, ja, Sie machten schon zu jener Zeit einen angenehmen Eindruck auf mich, und — wenn ich hätte ahnen können, was ich von mir wies, so . . . Doch gleichviel! Es ist vielleicht jetzt noch nicht zu spät dazu, und wir werden ja sehen. Unter allen Umständen heiße ich Sie willkommen. Und nun, — wollen Sie uns erklären, was Ihre Worte auf diesem Zettel andeuten?"

„Ich bitte Sie," antwortete ich, „dieselben ganz buchstäblich



zu nehmen. Wenn es Ihnen gelegen ist, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, so bin ich in diesem Augenblicke dazu bereit, Ihnen den Beweis meiner Behauptung in die Hand zu geben."

„Sie haben also wirklich ein Modell gebaut, und wollen es uns, meinem Compagnon und mir zeigen?" fragte Mr. Boulton.

„Ich wiederhole, daß ich bereit bin dazu," entgegnete ich.

„Nun denn, so kommen Sie, Watt!" sagte Boulton. „Wir müssen uns überzeugen, ob wir mit einem mechanischen Genie, einem Narren, oder einem Spitzbuben zu thun haben. Kommen Sie, kommen Sie!"

„Mr. Watt zögerte. „Ich vermuthe," wendete er sich zu mir, „daß Sie Ihr wichtiges Geheimniß, — und ein sehr wichtiges Geheimniß ist es, wenn sich Ihre Erfindung bewährt, — nicht ohne gewisse Bedingungen preisgeben werden. Kurz und bündig, mein junger Freund: was für Bedingungen sind es?"

„Ich stelle keine Bedingungen," erwiederte ich, „sondern verlasse mich gänzlich auf Ihre bekannte Rechtschaffenheit. Mir fehlen die Mittel, meinen Versuch im Großen auszuführen. Sie dagegen besitzen die Mittel, und ich theile Ihnen meine Erfindung in der festen Ueberzeugung mit, daß Sie mir, falls meine Verbesserung sich als brauchbar bewährt, eine entsprechende Belohnung nicht vorenthalten werden."

„Gut! Sie sollen sich nicht in dieser Voraussetzung getäuscht haben," entgegnete Mr. Watt und reichte mir seine Hand. „Kommen Sie jetzt zu Ihrer Wohnung. Ich bin bereit, Ihre Erfindung zu prüfen."

„Und ich ebenfalls," fiel Mr. Boulton barsch ein. „Wahrhaftig, ich bin sehr neugierig!"

„Ohne weiteren Aufenthalt verließen wir das Zimmer. Auf dem Vorplatze flüsterte Mr. Boulton noch einmal dem Diener einige leise Worte in's Ohr und folgte uns dann rasch nach. Stumm schritten wir dahin, Jeder von Empfindungen bewegt, die zu tief und mächtig waren, um eine leichte, oberflächliche Unterhaltung zu gestatten. Endlich erreichten wir mein Zimmer, und Watt's durchdringender Blick erfaßte das Modell meiner Maschine, die noch, wie ich sie vor kurzer Zeit verlassen, aufgestellt war. Hastig ging er darauf zu, besichtigte sie einige Sekunden hindurch, und stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Es ist wahr! Es ist wahr!“ sagte er dann. „Sehen Sie, Boulton, genau mein . . .“

„Still!“ unterbrach ihn sein Compagnon rasch, und hob warnend die Finger auf. Wir müssen erst weiter sehen. Lassen Sie die Maschine arbeiten, junger Mann.“

„Ich vernahm die Weisung und gehorchte ihr auf der Stelle, indem ich, obgleich mit nicht ganz fester Hand, den kleinen Dampfkessel wieder mit Wasser füllte und die Spiritusflamme entzündete. Während das Wasser in's Kochen kam, verharrten Mr. Watt und Boulton in tiefem Schweigen, und wechselten nur zuweilen einen Blick mit einander. Bald zischte nun der Dampf; ich öffnete eine Klappe, und er strömte in den Cylinder ein, wo er sofort den Kolben in Bewegung setzte. Die Maschine arbeitete, und zwar mit einer Regelmäßigkeit und mit so vollkommenem Erfolge, daß Mr. Watt von Neuem einen Ausruf der Ueberraschung und Bewunderung hören ließ. Mr. Boulton dagegen starrte mit finsterem Blicke, gerunzelter Stirn und fest auf einander gebissenen Zähnen auf die Maschine, ohne einen Laut von sich zu geben. Ich für mein Theil wartete nun geduldig, daß Mr. Watt sich zu mir wenden, und mir sein Urtheil über meine Erfindung mittheilen werde.

„Ich brauchte nicht lange zu warten. Nachdem er etwa fünf Minuten auf das Genaueste jede Bewegung des Maschinen-Modells beobachtet hatte, drehte er sich nach mir um und reichte mir zum zweiten Male die Hand.

„Sie haben eine große Erfindung gemacht," sagte er mit bewegter Stimme. „Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Erzeugnisse Ihres Genie's und Ihres eisernen Fleißes. Es ist gar keine Frage, daß diese Verbesserung in Anwendung der Dampfkraft Resultate von unerhörter Wichtigkeit herbeiführen wird, und mein soll die Sorge sein, Ihnen den angemessenen Antheil vom Nutzen derselben zuzuwenden. Ich hoffe, Sie werden mein Anerbieten, als Theilnehmer in unser Geschäft einzutreten, nicht zurückweisen."

„Ganz glücklich über diesen Erfolg, der alle meine Erwartungen befriedigte, wollte ich bereits hastig meine Bereitwilligkeit aussprechen, als Mr. Boulton plötzlich zwischen uns trat. „Nicht so rasch!" sagte er finster und mit abstoßender Kälte. „Wir müssen doch erst näher untersuchen, auf welchem Wege dieser Herr zu seiner Erfindung gekommen ist, bevor wir uns so genau mit ihm einlassen. Sie wissen, mein theurer Watt, ich hege alle Hochachtung gegen Ihre reichen Schätze der Wissenschaft, aber was das Kaufmännische unseres Geschäftes anbetrifft, so werden Sie mir auch eine Stimme bei wichtigen Entscheidungen vergönnen. Zunächst also, Sir, wie sind Sie zu dieser Erfindung gekommen?"

„Eine sonderbare Frage," antwortete ich, ein wenig gereizt durch den eigenthümlichen Ton, den sich Mr. Boulton mir gegenüber anmaßte. „Fragen Sie Ihren Herrn Compagnon, wie man zu solchen Erfindungen kommt. Er wird Ihnen erwiedern: durch mehr oder weniger Talent und durch mehr oder weniger Nachdenken und Fleiß."

„Ganz recht, im Allgemeinen mag dieß der Fall sein," entgegnete Mr. Boulton. „Hier aber scheint mir ein besonderer Fall vorzuliegen. Gesetzt einmal, diese Erfindung da, auf welche Sie bedeutende Ansprüche zu gründen scheinen, sei schon vor Ihnen gemacht worden, und Sie hätten sie dem ursprünglichen Erfinder ganz einfach nur — abgelauscht, um nicht einen härteren, wiewohl bezeichnenderen Ausdruck zu gebrauchen."

„Das kann nicht sein!" rief ich aus, während Mr. Watt schnell seinem Compagnon in's Wort fiel.

„Sie gehen zu weit, Boulton! Viel zu weit! Wie kann er wissen, daß ..."

„Ruhig, ruhig!" unterbrach Boulton uns Beide. „Ich behaupte nicht, daß er die Erfindung gestohlen hat, ich behaupte nur, daß eine Erfindung gestohlen werden kann. Denken Sie an Washborough, Mr. Watt! Erinnern Sie sich, daß jener Mensch Sie zu überlisten wußte, Ihnen eine Erfindung von fast nicht geringerer Wichtigkeit, als diese da, stahl, und daß Sie Ihr Genie von Neuem anstrengen mußten, um den Schurkenstreich unschädlich zu machen. Etwas dieser Art darf nicht zum zweiten Male geschehen, denn der Fehler möchte vielleicht nicht wieder gut gemacht werden können."

„In diesem Augenblicke, und ehe noch Watt eine Erwiederung geben konnte, die ihm, wie ich sah, auf den Lippen schwebte, wurde heftig an meine Thür gepocht, und die Stimme des Dieners, der mich in Soho eingeführt hatte, rief in ängstlichem und hastigem Tone nach Mr. Watt.

„Was gibt's?" fragte dieser. „Ich wünsche ungestört zu sein!"

„Unmöglich, Sir! Ein großes Unglück, Sir! Mr. Roebuck verlangt dringend Ihre augenblickliche Anwesenheit!" rief der Diener zurück.

„Roebuck? Mein Freund?“ Da muß ich freilich eilen!“ sagte Watt bestürzt. „Hast du einen Wagen besorgt?“

„Er hält vor dem Hause! Herr Dr. Roebuck selbst hat ihn geschickt!“

„Nun denn, so muß ich auf der Stelle fort. Boulton, Sie werden die Angelegenheit mit unserem jungen Freunde hier in Ordnung bringen. Ich erwarte, ihn morgen bei uns zu finden. Entschuldigen Sie meine Hast, Sir! Doktor Roebuck ist mein bester Freund! Ich darf ihn nicht warten lassen, wenn er nach mir verlangt.“

„Ja, ja, Mr. Watt, gehen Sie nur,“ sagte Boulton. „Und sein Sie unbesorgt, unseren jungen Freund hier werde ich schon fest zu halten wissen.“

„James Watt nahm freundlich, obgleich ein wenig eilfertig von mir Abschied. Es that mir leid, daß er ging. Mit ihm wäre ich, meiner Ansicht nach, leicht einig geworden, wogegen ich voraussah, daß eine Uebereinkunft mit Mr. Boulton ihre Schwierigkeiten haben werde. Indeß, kaum hatte sich Watt entfernt, so nahm sein Compagnon einen ganz anderen Ton an. Er wurde artig und höflich gegen mich.“

„Lassen Sie uns vertraulich mit einander sprechen, mein werther Sir,“ sagte er. „Da ich überzeugt bin, daß wir uns für's Erste nicht wieder trennen werden, so ist es wohl am besten, daß Sie mich gleich nach unserer Wohnung begleiten. Ich habe dieß vorhergesehen, und meinen Diener beauftragt, einen Wagen für uns herbeizuschaffen. Setzen wir uns hinein und nehmen Ihre Maschine da mit. Bliebe sie hier, so könnte sie leicht in unberufene Hände fallen, und bei ihrer Wichtigkeit ist es besser, sie hinter festen Schlössern und Riegeln zu sichern.“

„Ich war verwundert, ihn so sprechen zu hören. Da es jedoch derselbe Vorschlag war, den mir ohne Zweifel Mr. Watt ebenfalls gemacht haben würde, so willigte ich nach kurzem

Bedenken ein, und wir fuhren mit einander nach Soho zurück. Hier angelangt, wurde zunächst mein Modell in Sicherheit gebracht, und Mr. Boulton nahm mich mit freundschaftlicher Miene unter den Arm, um mich in das Haus zu führen. Er geleitete mich in eine Stube mit vergitterten Fenstern, schloß die Thüre hinter sich ab, steckte den Schlüssel in seine Tasche und, nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, wendete er sich auf einmal mit der feindseligsten Miene wieder gegen mich. Ich schaute ihm bestürzt in's Gesicht, denn ich konnte mir weder das Einschließen, noch den plötzlichen Wechsel in seinen Zügen erklären."

„Aha, junger Spitzbube," redete er mich an, als er meine Betroffenheit wahrnahm, — „merken Sie nun, daß es noch eben so schlaue Leute in der Welt gibt, als Sie sind. Ich habe Sie schön gefangen, und nun sollen Sie mir auch nicht wieder loskommen, als bis es mit völliger Sicherheit für uns geschehen kann."

„Aber was bedeutet dieß, Mr. Boulton?" fragte ich ärgerlich, denn die Geduld fing mir nachgerade an auszugehen. „Wollen Sie andeuten, daß Sie mich mit Gewalt hier zurückzuhalten denken?"

„Grade das will ich, Sie junger Halunke!" entgegnete er. „Meinen Sie denn, ich durchschaue Ihr Spiel nicht? Für so einfältig müssen Sie mich nicht halten, oder Sie haben Ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Meinen Compagnon, den gutmüthigen Watt, konnten Sie wohl hinter das Licht führen, aber an mir sollen Sie Ihren Mann gefunden haben. Der gute Watt befand sich schon auf dem besten Wege, sich hintergehen zu lassen, darum entfernte ich ihn durch eine List und spiegelte ihm den Doktor Roebuck vor, den so wenig ein Unglück betroffen hat, wie mich. Sie aber brachte ich hier in Sicherheit und ich denke, da wir auch noch Ihr uns abgestohle-

nes Modell haben, so kann ich über Ihren Schurkenstreich ruhig sein. Ja, ja, junger Herr, alte Füchse fängt man nicht so leicht!"

„Von Allem, was der Mann da sprach, verstand ich kein Wort. Ich starrte ihn mit großen Augen an und vermuthete wirklich einen Augenblick, daß er total verrückt geworden sein müsse. Aber nein! Der Mann machte Ernst! Ich sah wohl, daß er irgend einen schnöden Verdacht gegen mich hegte, obgleich ich nicht begriff, worin er eigentlich bestand."

„Mr. Boulton," sagte ich, „lassen Sie uns vernünftig mit einander reden. Sie äußerten eben etwas von einem Ihnen abgestohlenen Modell. Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Sie Ihr Modell meinem Compagnon Watt gestohlen haben," erwiederte er. „Ist Ihnen das deutlich genug? Wie es Ihnen möglich geworden ist, das zu erreichen, begreife ich zwar nicht, aber eine Thatsache ist und bleibt es, und Sie werden dafür Rechenschaft geben müssen. Verstehen Sie nun?"

„Ich verstehe noch nichts," antwortete ich. „Mein Modell soll ich Ihnen gestohlen haben? Mein Modell, an dem ich jeden Zoll mit eigenen Händen arbeitete. Sie träumen, Mr. Boulton."

„Ja, gearbeitet, nachdem Sie sich auf irgend eine Weise Kenntniß von Watt's Modelle verschafft!" schrie er. „Läugnen Sie doch nicht! Gestehen Sie die Wahrheit. Gestehen Sie, daß Sie meinen Compagnon auf irgend eine Weise überlisteten, daß Sie sein Modell sahen, oder seine Zeichnungen kopirten, daß Sie, allerdings mit großem Geschick, eine ähnliche Maschine zu Stande brachten, daß Sie endlich auf Watt's Großmuth rechneten und den feinen Anschlag ersannen, ihm sein eigenes Modell als Ihre Erfindung anzubieten, um den Gewinn davon mit uns zu theilen. Gestehen Sie das, gestehen Sie,

und ich will milder gegen Sie verfahren, als Ihre schlaue Betrügerei eigentlich verdient."

„Allmählig begriff ich, um was es sich handelte. Also James Watt hatte mit mir zu gleicher Zeit dieselbe Erfindung gemacht, vielleicht noch etwas früher, als ich, und Boulton hielt mich für so schlecht, diese Erfindung gestohlen zu haben und sie für meine eigene auszugeben. Das war ein Donnerschlag für mich! Wie aber, wenn die Sache sich umgekehrt verhielt? Konnte nicht Mr. Boulton das Alles nur vorgeben, um mir den Lohn meiner Erfindung zu schmälern oder ganz zu rauben? Ich kannte ihn nicht, sein Benehmen gegen mich, das gewaltsam und höchst ungewöhnlich war, flößte mir Verdacht ein, jedenfalls war sein Charakter heftig und rücksichtslos, und ich beschloß daher, eben so wenig Rücksichten gegen ihn zu beobachten.

„Mr. Boulton," sagte ich daher ganz trocken, „es scheint mir, als ob vielmehr Sie ein Betrüger wären, denn ich. Wenn ein Modell vorhanden ist, das ich gestohlen haben soll, wie Sie behaupten, so zeigen Sie es mir. Sie werden es nicht können, denn die Behauptung von seiner Existenz ist ohne Zweifel nur eine Lüge!"

„Eine Lüge, junger Mensch?" sagte er mit zornigem Blicke. „Sie treiben Ihre Frechheit wirklich zum Aeußersten! Aber diese Verstellung soll Ihnen nichts nützen. Ihnen gegenüber brauchen wir aus dem Modelle kein Geheimniß mehr zu machen, denn Sie kennen es nur zu genau. Außerdem erwarten wir in wenigen Tagen das Patent der Königlichen Regierung, das unsere Erfindung vor Spitzbuben Ihres Gelichters sicher stellt. Also kommen Sie nur, Sie sollen es sehen, sollen sehen, was Ihnen ohne Zweifel schon längst genau bekannt ist."

„Ungestüm ergriff er mich am Arme, und riß mich mit sich fort in ein Neben-Kabinet, das noch sorgfältiger, als das erste Zimmer mit Gittern und Eisenstäben gesichert war."

„Da sehen Sie!“ sagte er. „Werden Sie nun noch die Frechheit haben, der Wahrheit in's Gesicht zu schlagen?“

„Ich stand, wie versteinert da, und starrte mit schwindelnden Blicken auf das Modell einer Dampfmaschine, welches, obgleich ein wenig größer, als das von mir verfertigte, ihm dennoch in allen einzelnen Theilen so ähnlich sah, daß ich nun endlich die schnöden Verdächtigungen Mr. Boulton's verstehen und begreifen konnte. Dieß war allerdings ein eigenthümliches und seltenes Zusammentreffen. Mr. James Watt hatte mit mir zu gleicher Zeit, oder vielmehr wirklich noch etwas früher, als ich, dieselbe Idee gefaßt und ausgeführt. Die Modelle ähnelten einander bis fast in die kleinsten Theile, und ich erklärte mir nun den Ingrimm Boulton's durch die allerdings nahe liegende Besorgniß, daß ich ihm und Watt die Früchte dieser Erfindung von dem Munde wegnehmen könne.“

„Dieß ist außerordentlich, ein halbes Wunder!“ rief ich aus. „Und dennoch, Mr. Boulton, dennoch kann ich Ihnen zuschwören, daß ich weder dieses Modell, noch auch die kleinste Zeichnung davon je vor Augen sah, als eben in dieser Minute! Ihre Beschuldigungen sind ungerecht! Dieses Modell beweist mir nur, daß die von Mr. Watt und mir zu gleicher Zeit erfundene Verbesserung von einer größeren Wichtigkeit ist, als ich selber zu hoffen wagte. Indeß, gleichviel! Mr. Watt hat sie wahrscheinlich früher gemacht, als ich, und wenn Sie im Stande sind, mir dieß zu beweisen, so muß ich freilich zurückstehen, und der Lohn meines Fleißes, meiner unermüdlichen Anstrengungen geht mir verloren.“

„Ich werde Ihnen beweisen, was Sie bewiesen haben wollen,“ entgegnete mir Mr. Boulton und schlug ein Buch auf, worin ich Zeichnungen und die Copie eines Gesuches fand, durch welches ein Patent auf die neue Erfindung von der Re-

gierung erbeten wurde. Ich sah nach dem Datum; es lautete um volle acht Tage zurück.

„Dieß wird genügen, um Ihnen die Ueberzeugung an die Hand zu geben, daß Sie zu spät kommen,“ fuhr er in dem früheren feindlichen Tone fort.

„Ja, es genügt mir,“ sagte ich niedergeschlagen, denn die Vereitelung meiner Hoffnungen betrübte mich in tiefster Seele. „Ich sehe wohl, wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, und so lassen Sie mich denn in Gottes Namen wieder meines Weges gehen.“

„Nicht wahr, damit Sie sich zum ersten, besten Zeitungsschreiber verfügen, und in den Spalten seines Blattes Ihre große, unerhörte Erfindung ausposaunen?“ sagte er höhnisch. „Nein, mein Freund, durch diese Rechnung will ich Ihnen einen Strich machen. Sie werden nicht eher Ihre Freiheit wiedererlangen, als bis das von uns nachgesuchte Patent unterschrieben und untersiegelt in unsern Händen sein wird. Ich habe Sie verhaftet und behalte Sie in Haft. Gegen Betrüger und Schwindler muß man Vorsicht gebrauchen.“

„Die Zornröthe stieg mir in's Gesicht. Ich sagte Mr. Boulton harte Worte, machte ihn für seine eigenmächtige und gewaltthätige Handlungsweise verantwortlich, drohte ihm mit einer Klage wegen widerrechtlicher Freiheits-Beraubung, erreichte aber durch alles Dieses nichts, als daß Mr. Boulton nur um so fester auf seinem Vorsatze beharrte. Er machte endlich, meiner Vorwürfe müde, kurzen Prozeß mit mir, verließ das Zimmer, schloß die Thür hinter sich doppelt ab, und ließ mich allein mit meinen Gefühlen und Betrachtungen, die wahrlich nicht zu den erfreulichsten gehörten.

„Ich war zugleich empört, entrüstet, und auf's Aeußerste betrübt und niedergeschlagen. Nicht allein, daß ich die Frucht meiner Mühe verloren hatte, ich sah mich sogar noch in die

Gewalt eines Mannes gegeben, der ohne Zweifel schlimme Absichten gegen mich im Schilde führte, und meine Gefängnißhaft nach Belieben in's Unbestimmte hinaus verlängern konnte. Meine Verhaftung war allerdings gesetzwidrig im strengsten Sinne, aber was half mir alle Gerechtigkeit meiner Sache, wenn ich meiner Freiheit beraubt blieb, und weder mich zu vertheidigen, noch meinen Gegner anzuklagen vermochte? Wer kannte mich in Soho und Birmingham? Wer fragte nach mir? Wer hatte ein Interesse daran, mich ausfindig zu machen? Kein Mensch! Denn selbst meine Wohnungsmiethe hatte ich auf noch zwei oder drei Monate vorausbezahlt, und durfte also nicht einmal von Seiten des Hausbesitzers auf eine Nachforschung zählen.

„So befand ich mich denn also wirklich in einer peinlichen Lage, der Gnade und der Großmuth eines Gegners preisgegeben, der augenscheinlich weder den Willen, noch die Absicht hatte, Gnade und Großmuth, oder nur Gerechtigkeit gegen mich zu üben.

„Ich dachte an Flucht. Ich wollte versuchen, mich mit Gewalt zu befreien, und ein dumpfes Rachegefühl spornte mich an, das Aeußerste zu wagen, und wieder Herr meiner Handlungen zu werden. Ich eilte an die Fenster meines Kerkers. Sie waren allerdings mit starken Eisenstäben vergittert, aber ich fühlte mich stark und hoffte, die Stäbe zerbrechen zu können. Aber vergebens rüttelte ich daran mit Aufbietung aller Kraft; sie blieben unerschüttert unter meinen wüthenden Anstrengungen. Ich wollte schreien, nach Hülfe rufen, Mr. Boulton öffentlich seiner schändlichen Gewaltthaten anklagen; aber auch dieß wäre nur eine Handlung nutzloser Verzweiflung gewesen, denn ein Blick durch das Fenster belehrte mich, daß meine Stimme schwerlich ein menschliches Ohr erreichen würde. Das Zimmer lag nach einem kleinen Hofe hinaus, welcher ringsum von Gebäuden

mit fensterlosen, hohen Mauern eingefriedigt war. Dennoch schrie ich, so laut ich vermochte; aber keine Antwort ertönte auf meinen Hülferuf, bis meine Stimme in Heiserkeit dahinstarb.

„Jetzt bemächtigte sich meiner völlige Muthlosigkeit; ich versank in eine Art Betäubung, und warf mich, mein Gesicht in die Kissen drückend, auf ein Sopha, das, wahrscheinlich zum gelegentlichen Gebrauche Mr. Watt's, in dem, bis auf die kerkerartigen Fenster, ganz hübsch möblirten Zimmer stand. Hier lag ich wohl eine Stunde, in bittere Träumereien und heftige Rachepläne versenkt, als plötzlich ein neuer Gedanke mich hastig von meinem Ruhelager aufspringen machte.

„In dem Nebenzimmer hatte allem Vermuthen nach Mr. Watt sein Modell gebauet. War dieß der Fall, so mußten sich in diesem Zimmer nothwendig auch mancherlei Werkzeuge, Feilen, Hämmer, Zangen und dergleichen mehr befinden, die er bei der Arbeit gebrauchte; und ich bedurfte nur einer einzigen Feile, um mir den Weg aus meinem Gefängnisse zu bahnen. Ich sprang also, von einer neuen Hoffnung beseelt, rasch auf und eilte nach dem Nebenzimmer. Auf den ersten Blick entdeckte ich nichts, was meiner Hoffnung Nahrung hätte geben können. Aber das Modell stand auf einem großen, eichenen Tische mit einem Kasten. In diesen Kasten konnten nach beendigter Arbeit die Werkzeuge auf die Seite geräumt sein. Ich riß ihn auf, und fand meine Vermuthung bestätigt. Ich stieß einen Freudenschrei aus, raffte mit zitternder Hand eine Feile, einen Meißel und einen Hammer aus der Menge der Werkzeuge auf, und ging damit unverzüglich an's Werk, mein Gefängniß zu sprengen. Meiner geübten, an Arbeit dieser Art gewöhnten Hand gelang es leicht, ein paar von den Gitterstäben zu beseitigen. Ein Sprung, und ich befand mich im Hofe. Ich rannte an die nächste Thür. Sie war verschlossen; aber zwei Schläge mit Hammer und Meißel genügten, sie zu öffnen. Ich betrat

einen engen, etwa dreißig Schritt langen Gang, öffnete mit eben so leichter Mühe eine zweite Thür, und — stand auf einmal dem Mr. James Watt gegenüber, welcher an der Seite eines Fremden über den Hof der Fabrikgebäude ging, und jetzt mich ganz verwundert, fast wie eine Geistererscheinung anstarrte. Ich selbst starrte ihn eben so an, denn ich war unschlüssig, was ich thun sollte, weil ich nicht wußte, ob Mr. Watt die gewaltthätigen Schritte seines Compagnon's billigte oder nicht.

„Mein Himmel, Mr. Selten!" rief endlich Watt aus. „Wie, um Gottes Willen, kommen Sie hierher? Mein Compagnon sagte mir doch, Sie seien nach London abgereist, um, wo möglich, uns in Erlangung des Patentes den Rang abzulaufen!"

„Wenn Mr. Boulton das gesagt hat, so hat er gelogen!" rief ich voller Entrüstung aus. „Ich bin eben nur mit genauer Noth dem Kerker entsprungen, in den er mich einsperrte, weil ich, nach seiner eben so lügenhaften als ungegründeten Behauptung, das von mir erfundene Modell Ihnen heimlich abgestohlen habe."

„Ein finsterer Schatten verdüsterte bei meinen Worten die edle Stirn des hochherzigen Watt. „Abscheulich!" sagte er. „Aber Sie, mein Herr, haben doch gewiß keinen Augenblick glauben können, daß auch ich mit diesem unwürdigen Verfahren meines Compagnon's einverstanden sei? Sie würden mir wenigstens schweres Unrecht durch einen solchen Verdacht gethan haben."

„Nein, nein, Mr. Watt, ich hegte einen solchen Verdacht nicht," antwortete ich rasch. „Sah und hörte ich doch, wie Mr. Boulton Sie durch List aus dem Wege zu schaffen wußte. Nein, an Ihnen habe ich nicht gezweifelt."

„Das ist eine Beruhigung, eine große Beruhigung für mich, mein junger Freund," erwiederte er, und reichte mir

herzlich seine Hand. „Ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, das unter allen Umständen gerechtfertigt werden soll. Mr. Boulton muß Ihnen volle Genugthuung geben, er muß, wenn Er und ich Freunde bleiben sollen. Begleiten Sie mich auf der Stelle zu ihm."

„Nicht so rasch, Mr. Watt," mischte sich jetzt der Fremde, den ich bis jetzt nur flüchtig mit einem Blicke gestreift hatte, in unser Gespräch. „Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich vorher eine alte Bekanntschaft erneuern darf. — Selten, mein theurer Freund, erkennst du mich nicht wieder?"

„Ich starrte den Mann an. Seine Züge leuchteten mir vertraut und bekannt entgegen, ich fühlte auf der Stelle, daß er in früheren Zeiten zu meinen besten Freunden gehört haben müsse, und doch konnte ich mich im Augenblicke nicht seines Namens erinnern."

„Denke an Heidelberg," fuhr er fort, denke an . . ."

„Die Erwähnung an Heidelberg hatte mein Gedächtniß aber schon aufgefrischt. „Schmidtberg!" schrie ich laut auf, indem ich ihn unterbrach, und in seine geöffneten Arme stürzte. „Schmidtberg, mein alter, treuer, immer geliebter Freund! Welch' ein glückliches Geschick führt dich hierher, nach England?"

„Wohl ein glückliches Geschick," antwortete er im vollen, warmen Tone der früheren Zuneigung. „Ich fand mehr, als ich suchte, fand dich, dem ich schon seit Jahren vergebens nachgeforscht habe. Aber in welchen Verhältnissen! Wie kommst du in diese Kleider? Zwar kann ich ungefähr errathen, — du verlorest dein Vermögen, — du mußtest neue Hülfsquellen suchen, indeß, für den Freiherrn Friedrich von Selten ist dieß doch jedenfalls eine seltsame Verkleidung!"

„Keine Verkleidung, Schmidtberg," erwiederte ich. „Es ist der Anzug, der mir gebührt, der Anzug eines gewöhnlichen Fabrikarbeiters."

„Oh, nicht doch, nicht doch!“ sagte Mr. Watt rasch. „Keines gewöhnlichen, Sir. Wenn ich auch mit Ihnen zugleich, oder kurz vor Ihnen die Verbesserungen an der Dampfmaschine erfand, so bleibt Ihnen doch immer die Ehre, dieselbe Erfindung allein durch ihr eigenes Genie gemacht zu haben. Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, Sir Schmidtberg, daß es eine sehr ungewöhnliche Verbesserung ist.“

„Hm, hier scheint es sich überhaupt um äußerst ungewöhnliche Verbesserungen und Besserungen zu handeln,“ nahm Schmidtberg mit einem Seitenblicke auf mich das Wort. „In der That, mein lieber Selten, ich hatte nicht gehofft, dich so wiederzufinden. Du mußt eigenthümliche Schicksale erlebt haben, und ich bin sehr neugierig, sie in Erfahrung zu bringen. Doch davon später! Vor der Hand scheinen die beiden Herren Geschäfte zu haben, bei denen ich nicht hinderlich sein will.“

„Nichts der Art, lieber Herr,“ sagte Watt. „Wir wollen nur meinen Compagnon Boulton ein wenig auszanken, und ihm tüchtig den Kopf zurechtsetzen, weil er sich in Wahrheit ganz unverantwortlich gegen unseren Freund hier benommen hat. Kommen Sie, begleiten Sie uns, Sie können Alles hören, was verhandelt wird.“

„Schmidtberg machte keine Umstände weiter, und wir begaben uns unverzüglich in das Geschäfts-Bureau, wo wir Mr. Boulton antrafen. Er war nicht wenig erstaunt, mich in Begleitung seines Compagnons und Schmidtbergs zu sehen. Eine ziemlich aufregende Scene folgte. Mr. Watt bewies Herrn Boulton sein ganzes Unrecht, bewies ihm auf handgreifliche Weise durch Vergleichung der beiden Modelle, daß ich unmöglich einen Diebstahl an seiner Erfindung begangen haben könne, zeigte ihm sogar, daß meine Maschine in einigen Punkten die seine übertraf, und brachte ihn schließlich dahin, daß Mr. Boulton demüthig seine Fehler zugestand, mich inständig um Verzeihung

bat, und sich bereit erklärte, mir jede Entschädigung zu gewähren, die ich irgend verlangen könne.

„Damit war der Friede geschlossen, denn über die Freude, meinen alten, braven Schmidtberg wiedergefunden zu haben, die Freude, meine Bestrebuugen durch James Watt ehrenvoll anerkannt zu sehen, war aller Groll und Zorn in meinem Herzen erloschen, und ich schüttelte Mr. Boulton's mir dargereichte Hand so herzlich, als ob nie ein Mißverhältniß zwischen uns stattgefunden hätte. Mr. Boulton war augenscheinlich tief bewegt, und schien wirklich voll Reue. Er wiederholte seine Entschuldigungen, und machte nicht die geringste Einwendung, als Mr. Watt zuletzt seinen Vorschlag erneuerte, daß ich als dritter Theilnehmer in das Geschäft eintreten sollte. Von meiner Seite wurde dieser Vorschlag natürlich begierig angenommen, und nach zehn Minuten waren wir über die Bedingungen einig. Ich schob ganz glücklich den Kontrakt in die Tasche; denn mein höchster Wunsch war erreicht, der Wunsch, mich unter den Augen des größten Mechanikers auf Erden in meinem Berufe vervollkommnen zu können. Große Reichthümer mochte ich freilich dabei nicht erwerben, da mein Antheil an dem Gewinn verhältnißmäßig nur gering sein konnte; aber jedenfalls fand ich vor der Hand mein genügendes Auskommen, und sah eine Laufbahn vor mir, die mir alle Schätze des Wissens und der Kenntniß in meinem Fache eröffnete. Das war die Hauptsache, und glücklich bis in's innerste Herz hinein kehrte ich mit Schmidtberg nach Birmingham zurück, um ihm, der vor Neugierde brannte, ausführlich alle meine Fahrten, Schicksale und Abentheuer seit unserer Trennung in Heidelberg zu erzählen. Unterwegs theilte er selbst mir mit, daß er im Auftrage der Regierung England bereise, um die neuesten Fortschritte der Industrie kennen zu lernen, daß er in Folge dieses Auftrages auch nach Soho, dem berühmtesten Etablissement Großbritanniens,

gekommen sei, und daß er nun hier nicht nur die vollkommensten Maschinen, sondern auch mich gefunden habe, was ihm lieber sei, als alle Maschinen in der Welt. Eine herzliche Umarmung sagte mir, daß dieß nicht eine gewöhnliche Redensart sei, und sehr zufrieden mit einander kamen wir in seinem Quartiere im ersten Gasthofe von Birmingham an, wo wir nach den, für mich wenigstens, ziemlich aufregenden Scenen des Tages zunächst eine Erfrischung einnahmen, die uns damals nicht minder nöthig war, als sie eben jetzt meinen lieben Zuhörern nöthig zu sein scheint, nachdem sie mir so lange geduldig zugehört haben. Georg, mein Sohn, sorge für ein Glas Wein und einen ländlichen Imbiß; wir wollen eine kleine Pause machen. Dieß wird auch in anderer Beziehung gut sein, denn von meiner Begegnung mit Schmidtberg an datirt sich ein neuer Abschnitt in meinem Leben. Davon dann also nachher, und da es schon ziemlich spät ist, werde ich mich so kurz als möglich fassen."

Siebentes Kapitel.

Das öde Grundstück.

Man aß, man trank, man plauderte, bis der alte Herr von Selten mit einem etwas bedenklichen Blicke nach der Sonne, welche sich schon stark dem westlichen Himmelsrande näherte, und mächtig lange Schatten auf die Erde warf, die Meinung äußerte, daß man nicht mehr viel Zeit weder zum Erzählen noch zum Zuhören übrig habe. Also rangirte sich denn hurtig wieder Alles um ihn herum und schwieg mäuschenstill, um kein

Wort von der Erzählung des alten, lieben Herrn zu verlieren.

„Also," fuhr er fort, „Schmidtberg und ich saßen damals, wie wir jetzt, heiter beisammen, und er war nicht minder begierig auf den Bericht von meinen Erlebnissen, als Ihr Euch in diesem Augenblicke den Anschein gebt. Ich nahm denn auch nicht den geringsten Anstand, mein ganzes bisheriges Leben vor ihm aufzurollen. Nichts verhehlte ich ihm; ich berichtete alle meine Thorheiten, schilderte meine Lage, nachdem ich Gönner, Vermögen und selbst meine Heimath verloren hatte, und kam endlich auf meinen braven, alten Meister Paul zu sprechen.

„Bis hierher hatte mir Schmidtberg ruhig zugehört, und nur manchmal eine oder die andere Bemerkung eingeschoben, Bemerkungen, wie: „Ich dacht' es wohl, daß es so kommen würde, Selten!" oder: „Ganz, wie ich vermuthete, Selten!" oder: „Ja, wahrhaftig, Selten, du warst wohl ein guter Junge, aber doch auch über alle Maßen unwissend und einfältig!" und mehr dergleichen Aeußerungen, die mich nicht sonderlich erbauten, obgleich ich mir freilich sagen mußte, daß mein alter Schmidtberg vollkommen recht hatte. Nun aber, als ich auf meinen herrlichen Meister Paul und auf sein wackeres Weib kam, als ich Schmidtberg mit warmen Worten schilderte, wie die braven Leute mich aufgenommen, als ich ihm auseinander setzte, wie Meister Paul mir Liebe zur Arbeit eingeflößt, wie er mich zum Guten und Bessern geleitet und angehalten, wie er mich im Herzen demüthig und in so manchen Stücken vernünftig gemacht hatte, da fingen Schmidtbergs Augen zu funkeln, seine Wangen zu glühen an, und endlich spang er auf, rannte tief bewegt im Zimmer hin und her, und rief ungestüm: „Den Mann muß ich kennen lernen, Selten! Nun verstehe ich Alles! Ja freilich, grade solchen Mann brauchtest du, um zur klaren Erkenntniß dessen zu kommen, was glücklich macht und was

nicht, im menschlichen Leben! Weißt du, Selten, dein alter Meister Paul wiegt ein Dutzend solche Leichtfüße auf, wie wir Beide sind! Arbeit! Arbeit! Arbeit! Wenn die Leute in der Welt, Alle, reich oder arm, vornehm oder gering, nur das erst einmal lernen und begreifen wollten, daß in der Arbeit allein schon ein Schatz von Zufriedenheit, also Glück und Seligkeit, liegt, die alles Gold und alle Juwelen der Welt nicht erkaufen können. Und dein alter Paul, der war nun grade ein rechter ächter Apostel der Arbeit, Apostel und Priester, Lehrer und Beispiel zugleich! Ja, ja, Selten, solch' einen Mann brauchtest du, um geistig gesund und kräftig zu werden! Fandest du ihn nicht, so wärest du zu Grunde gegangen, auch in Amerika, denn von selber würdest du im Leben nicht dahinter gekommen sein, welch' eine endlose, unerschöpfliche Segensfülle in der Arbeit ruhet. Dem alten Paul verdankst du Großes, Selten! Und beim Himmel, ich will den Mann kennen lernen, und sollt' ich hundert deutsche Meilen zu Fuße nach ihm wandern!"

„Ich vermag es nicht auszudrücken, wie sehr mich die Begeisterung Schmidtbergs, dieses sonst so ruhigen, im Lobe so kargen und widerstrebenden Mannes in innerster Seele erfreute. Was er damals über meinen alten Meister aussprach, hatte ich schon längst im Herzen empfunden. Ja, gewiß, Schmidtberg hatte recht, — ihm verdankte ich Alles, was ich geworden war und noch werden mochte, und mit wahrer Freude fuhr ich nun in meiner Schilderung aller der Begebenheiten fort, die nach meinem Zusammentreffen mit Meister Paul in mein Leben eingriffen. Schmidtberg hörte mich ruhig an bis zum Ende. Als ich fertig war, betrachtete er mich mit einem seltsamen Blicke; mir schien es sogar, als ob ein feuchter Schimmer in seinen Augen glänzte. Dann, wie von einem plötzlichen Impulse fort-

gerissen, schloß er mich in seine Arme und drückte mich fest an seine Brust.

„Selten!" rief er aus, — „ich vermag es mit Worten nicht auszudrücken, wie sehr ich mich freue, daß ich dich so, grade so wiederfinde! Weißt du, mein Junge, ich habe viele Sorge um dich gehabt; ich glaubte dich verkommen, im Elende, zerlumpt, vielleicht gar... zu bösen Streichen verführt oder hingerissen durch Noth, und nun — sehe mir Einer den Selten an! Ein nützlicher, braver Mensch ist er geworden, Compagnon des ersten Mechanikers in der Welt, ein Mann der Arbeit, von den wenigen Glücklichen der Erde Einer der Glücklichsten, da er ein segensreiches Leben vor sich sieht, und noch tausend und aber tausend Glückliche machen wird! Wahrlich, Selten, ich bewundere nicht nur, ich beneide dich auch!"

„Ich mußte lachen. „Du, der hochgestellte Gesandte deines Fürsten einen armen Arbeiter beneiden, das ist spaßhaft!" erwiederte ich. „Aber laß doch hören, Schmidtberg! Wie ist es dir denn gegangen seit unserer Trennung?"

„Oh, ich habe meine Carrière gemacht, besser und schneller, als viele Andere, und kann allenfalls mit meinem Schicksale zufrieden sein," — entgegnete er; „aber dennoch, — du in deiner Arbeitsjacke bist immer besser dran, als ich, denn du bist ein freier Mann! Aber kurz und bündig will ich dir in zwanzig Worten meine Geschichte mittheilen, dann sind wir ein für alle Mal fertig damit. Also, nach unserem Abschiede in Heidelberg reiste ich nach Hause, erlöste meinen Vater aus seinen Bedrängnissen, rettete ihm, da ich bald durchschaute, daß er in die Hände einer Rotte von schlauen Betrügern gefallen war, noch einen guten Theil von seinem ihm abgeschwindelten Vermögen, und meldete mich zu gleicher Zeit zum Staatsexamen, ganz gefaßt darauf, daß ich nach bestandenen Prüfungen ein halbes Dutzend Jahre als unbesoldeter Referendär und Assessor

das Pflaster der Residenz werde treten müssen. Aber, wie dir äußerst ungünstig, so war mir das Glück günstiger, als ich hoffen durfte. Bei einem Spaziergange im Parke des fürstlichen Schlosses bemerkte ich eines Tages ein reizendes Kind von drei oder vier Jahren in Begleitung von zwei Damen. Es mußte das Kind irgend eines reichen und vornehmen Mannes sein, wie man aus Kleidung, Anstand und Allem leicht ersehen konnte. Auch ein fauler Lakai räkelte sich in der Nähe auf einer Gartenbank, etwaiger Aufträge und Befehle gewärtig. Ich betrachtete das hübsche Kind einige Augenblicke im Vorübergehen, und schlug dann einen Seitenweg ein. Aber kaum hundert Schritte entfernt, hörte ich ganz in der Nähe einen Flintenschuß fallen und den kreischenden Ruf: „Um Gottes Willen, rettet die Prinzessin! Ein toller Hund!“ Hurtig drehte ich mich um. Der faule Lakai und die beiden Damen ergriffen eben, wie sinnlos, die Flucht. Das kleine Mädchen, das mir so wohl gefallen, eilte ihnen nach, konnte aber mit ihren kleinen Füßchen natürlich nicht so flink von der Stelle, wie der langbeinige Lakei und die Kammerdamen. Zwanzig Schritte hinter der kleinen Prinzessin lief der tolle Hund, dem der giftige Schaum aus dem Rachen geiferte. Das Kind rannte schreiend auf mich zu. Natürlich besann ich mich nicht lange. Was ich laufen konnte, lief ich ihm entgegen, und kam eben noch zeitig genug, um es vor der tödtlichen Berührung mit der gierig schnappenden Bestie zu schützen. . Indem ich die Kleine in meine Arme nahm und aufhob, gab ich dem wüthenden Hunde einen Tritt in die Weiche, daß er zehn Schritte weit zur Seite flog und in einen Graben stürzte, aus dessen ummauerter Tiefe er nicht wieder heraus konnte. Dort wurde er ein paar Minuten später auch todtgeschossen, während ich mit meiner niedlichen, kleinen Geretteten nach der Haupt-Allee zurückkehrte, um sie wieder in die Obhut ihrer Dienerschaft und Begleitung zu

geben. Anstatt dieser traf ich aber den Fürsten selber, der todtenbleich auf mich zueilte, und mir das Kind aus den Armen riß. Nachdem ich ihm die beruhigende Versicherung gegeben hatte, daß es ganz unverletzt sei, wollte ich mich empfehlen. Aber der glückliche Vater hielt mich zurück. Der kleine Vorfall machte uns näher bekannt. Der Fürst fand Wohlgefallen an mir, zog mich in seine unmittelbare Nähe, ich avancirte rasch, und wie du mich jetzt siehst, lieber Selten, bin ich geheimer Kabinets-Rath, und darf wohl sagen, daß ich Einiges gelte bei unserem Landesherrn."

„Im Ganzen genommen doch eine recht angenehme Stellung," sagte ich.

„Ja, recht angenehm," gab er zur Antwort. „Dennoch wiederholte ich dir, daß ich jeden Augenblick mit dir tauschen würde, wenn ich könnte. Aber nichts mehr davon, reden wir von dir, Selten. Kurz heraus: was hast du für Pläne für die Zukunft?"

„Ich blickte ein wenig verdutzt. Schmidtberg ging sehr rasch zu Werke, so rasch, daß man sich kaum besinnen konnte.

„Vorläufig werde ich natürlich hier bleiben," sagte ich. „Du hast ja doch gehört, daß . . ."

„Ganz recht," fiel er ein. „Aber dieß taugt mir nicht in meine Pläne und überdieß, — mit Boulton wirst du nie auf die Dauer ein angenehmes Verhältniß behaupten können. Er hat dich zu schwer beleidigt und ist überdieß neidisch, daß er dir einen, wenn auch noch so geringen Theil vom Gewinne jener neuen Erfindung abtreten soll. Demnach, was dann? Ich würde vorschlagen, daß du in deine Heimath zurückkehrtest und selber eine Maschinenfabrik anlegtest. Die Kenntnisse hast du, davon habe ich mich in Gemeinschaft mit Watt genugsam überzeugt."

„Aber, nimm mir's nicht übel, Schmidtberg, du bist nicht

recht gescheit!“ rief ich aus. „Denkst du nicht daran, was nur die erste Anlage der Fabrikgebäude nebst Grund und Boden kosten wird? Hast du ganz vergessen, daß ich arm, ganz arm bin, und keine tausend Thaler mehr von meinem ehemaligen Reichthume besitze?“

„Schlimm genug, daß du ihn dir hast abschwindeln lassen,“ antwortete er. „Uebrigens bist du keineswegs ganz ohne Mittel, wie du denkst. Hast du vergessen, daß ich dein Schuldner von Heidelberg her bin? Fünftausend Thaler nebst Zins und Zinseszins macht schon ein hübsches Kapital, und du kannst es jedenfalls in Empfang nehmen. Du hättest es schon längst, wenn mir dein Aufenthalt bekannt gewesen wäre. Unglücklicher Weise befand ich mich auch grade in Frankreich, als der Staatsrath Buddeus bei Nacht und Nebel flüchtete und du aus Italien zurückkehrtest. Das Geld aber ist dir sicher.“

„An jene fünftausend Thaler hatte ich in der That noch nie wieder gedacht! Niemals war mir der Gedanke gekommen, daß ich sie zurückerhalten könne, und nun fielen sie mir so plötzlich in den Schooß, daß ich ganz geblendet wurde.

„Ja, ja, das hattest du ganz und gar vergessen, Selten, und es ist nur gut, daß ich ein besseres Gedächtniß in dieser Beziehung habe, als du!“ fügte Schmidtberg lächelnd hinzu. „Ein Samenkorn aus der Vergangenheit, das zu rechter Zeit seine Früchte bringt.“

„Es ist eine ziemlich bedeutende Summe,“ antwortete ich nachdenkend, und Schmidtbergs Plan schien mir gar nicht so ungeheuerlich mehr, als im ersten Anfange noch vor wenigen Minuten. — „Aber dennoch, dennoch geht es nicht!“ fuhr ich fort. „Grund und Boden allein verschlingt ja mehr.“

„Allerdings, wenn du ihn bezahlen müßtest,“ entgegnete er. „Aber wir haben in der Nähe unserer Residenz, dicht vor dem Thore bis auf ein kleines Stündchen Entfernung hinaus,

einen wüsten Fleck, der sich prächtig zu einer Fabrikanlage eignen würde. Auch ein Fluß ist da, dessen Wasserkraft vielleicht zu benutzen wäre. Diesen Fleck oder ein Stück davon, so groß dir es paßt, kannst du bekommen, umsonst, geschenkt; ich stehe dafür, daß mein gnädigster Fürst mit Vergnügen auf meine deßfallsigen Anträge eingehen wird. Da hast du den Grund und Boden, sechs, siebentausend Thaler Kapital, und außerdem den Kredit, den dir deine Tüchtigkeit bald eröffnen wird. Ueberlege dir das Ding, Selten! Hier in England bist du Einer von Vielen, bist abhängig, und wirst für's Erste gewiß nicht dein eigener Herr werden; bei uns in Deutschland dagegen bist du der Einzige, und es müßte seltsam zugehen, wenn du nicht binnen Jahr und Tag auf deinen eigenen Füßen stehen könntest. Im Vertrauen: an Arbeit wird dir's nicht fehlen. Mein Fürst beabsichtigt, bedeutende industrielle Anlagen zu machen, neue Mühlen namentlich zu bauen, — da gibt es zu thun für eine Maschinen-Fabrik, auf Jahre hinaus, und was man im Lande selber haben kann, braucht man dann nicht aus England zu beziehen. Ueberlege dir's, Selten! Morgen setze ich meine Rundreise durch England fort, und in drei Monaten werde ich wieder bei dir anfragen. Bis dahin hast du Zeit, deinen Entschluß zu fassen. Und nun nichts weiter davon. Denken wir nicht mehr an die Zukunft, sondern erinnern uns der alten Zeiten. Es waren doch auch schöne Tage, die Tage in Heidelberg!"

„Zehn Minuten später saßen wir mitten in der Vergangenheit. Den Tag darauf reiste Schmidtberg wirklich ab, und ich hatte nun Muße, seine Andeutungen und Vorschläge in ruhige Betrachtung zu ziehen. Daß sie mir früh und spät im Kopfe herum gingen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Gleichwohl konnte ich lange zu keinem Entschlusse kommen, bis ich endlich merkte, daß Schmidtberg in Bezug auf Mr. Boulton vollkommen

das Rechte getroffen hatte. Mit dem hochherzigen, edlen James Watt kam ich prächtig aus, aber mit Mr. Boulton gab es schon nach ein paar Wochen fortwährend Häkeleien. Endlich erklärte ich, daß ich nach Deutschland zurückkehren wolle, und von Stund' an war Mr. Boulton wieder die Freundlichkeit selbst. Er hatte seinen Zweck erreicht, mich zu beseitigen.

„Die wenigen Wochen, die mir noch für England übrig blieben, benutzte ich mit eisernem Fleiße. Eine neue Verbesserung an der Dampfmaschine, die James Watt erfand und mir ganz allein mittheilte, damit ich in Deutschland ein Patent darauf nehmen könne, schien das Gelingen meiner Zukunftspläne zu sichern. Ich konnte überzeugt sein, daß ich nach Watt's Vorgange das Beste liefern werde, was in Deutschland jemals geliefert worden war. In dieser Beziehung durfte ich ruhig sein.

„Als Schmidtberg kam, fand er mich bereit, ihn zu begleiten. Wir nahmen Abschied von meinen bisherigen Compagnon's, und James Watt händigte mir eine Summe von tausend Pfund Sterling ein, als meinen Antheil an dem Gewinne des letzten Vierteljahres. Ich war erstaunt über die Größe der Summe, zugleich aber auch erfreut, denn meine Aussichten in die Zukunft besserten sich durch sie bedeutend. Jetzt befand ich mich schon im Besitz von etwa vierzehntausend Thalern. Das gab einen Anfang, und, was mich besonders freute, die Hälfte davon war durch eigene Kraft und eigenen Fleiß redlich verdientes Geld.

„Auf deutschem Boden angekommen, nahmen wir Extrapostpferde, und fuhren auf dem geradesten Wege zu meinem alten Meister Paul. Schmidtberg wünschte es und ich, natürlich, machte keine Einrede dagegen. Das war eine Freude beim Wiedersehen! Der alte Mann und seine brave Frau waren frisch und gesund, und empfingen uns mit Freudenthränen.

Ein paar Tage blieben wir da, und mit wahrem Vergnügen bemerkte ich, daß Schmidtberg und mein alter Meister schon in der ersten Stunde die besten Freunde wurden. Die Freundschaft hielt auch richtig aus für's ganze Leben, denn sie gründete sich auf gegenseitige Achtung. Von meinem Plane wurde, wie sich von selbst versteht, viel gesprochen. Meister Paul billigte ihn nicht nur, sondern versprach mir auch seine Unterstützung. „Schreibe mir, wenn du mich brauchst," sagte er in seiner alten, treuherzigen Weise, — „und ich komme." Auch seine Frau versprach es, und nun war ich Beider sicher.

„Am vierten Tage reisten wir wieder ab, und nun ohne weiteren Aufenthalt nach der Residenz. Nach der Ankunft besah ich mir das öde Grundstück. Wüst genug sah es aus, aber es ließ sich etwas daraus machen. Der Fluß war mir sehr willkommen. Ich hatte da eine Wasserkraft, die ihre zehntausend Thaler werth war, wenn man sie auszubeuten verstand. Schmidtberg hielt Wort. Er betrieb die Schenkung des öden Grundstücks beim Fürsten, und drei Tage nach unserem Eintreffen hatte ich sie schon in der Tasche. Und nun, Kinder, begann ich mein schwieriges Werk.

„Arbeit scheute ich nicht, und noch weniger scheute ich das Urtheil der Menschen, die mich früher in glänzenden Verhältnissen als den Freiherrn Friedrich von Selten gekannt hatten. Ich ließ nach wie vor den Freiherrn bei Seite, und rührte Hand und Fuß. Dort auf dem Flecke, wo jetzt mein Wohnhaus steht, baute ich mir eine Holzhütte, eine Art Blockhaus, wie die neuen Ansiedler in Amerika, und beaufsichtigte von dort aus meine Bau- und Zimmerleute, die ich angenommen hatte, um vor allen Dingen ein Fabrikgebäude herzustellen. Gar Mancher schüttelte den Kopf, wenn er mich mitten unter den Arbeitern herum wirthschaften, und mich selber Mauerkelle und Zimmer-Axt handhaben sah. Ich ließ die Leute den Kopf schütteln und

arbeitete weiter. Fehlte mir doch nicht der Beifall der Verständigen! Schmidtberg besuchte mich täglich. Auch der Fürst kam einige Male, und nahm keinen Anstand, mir die Hand zu schütteln, wenn ich auch eben erst Hammer und Meißel bei Seite gelegt hatte, und in meinem leinenen Arbeitskittel vor ihn trat. Das machte immer wieder frischen Muth. Freilich bedurfte ich dessen auch, denn es war in der That kein leichtes Unternehmen, dessen ich mich unterfangen hatte. Manches Mal wollte mir das Herz schwer werden. Meine tausend Pfund Sterling waren bald verausgabt; Schmidtberg aber schaffte Rath. Für mich selbst brauchte ich wenig, denn ich lebte nicht besser, wie der erste beste Zimmergesell; aber die ersten Anlagen mußten solide gemacht werden, und das kostete schweres Geld. Es waren harte Monate, diese ersten acht Monate. Ihr könnt mir glauben, daß ich nicht auf Rosen gebettet lag. Aber gleichviel, — sie wurden überstanden, und endlich konnte ich daran gehen, mein erstes Werk im Auftrage des Fürsten auszuführen.

„Jetzt schrieb ich meinem alten Meister Paul, und er kam. Ich sollte eine Dampfmaschine bauen, die zur Benutzung bei einem Bergwerke bestimmt war. Sie hatten da schon eine Maschine; aber sie genügte nicht, und verbrauchte unverhältnißmäßig viel Brennmaterial. Meister Paul hatte mir ein paar tüchtige Gesellen mitgebracht, und gleich nach seiner Ankunft schritten wir zum Werke. Meine Zeichnungen waren schon bereit, auch einen großen Theil der Modelle hatte ich schon selbst angefertigt, und nun ging es an's Formen und Gießen. Wir arbeiteten Tag und Nacht, denn es that noth. In zwei Monaten war die Maschine fix und fertig und konnte aufgestellt werden. Wir brachten sie an Ort und Stelle. Der Fürst, das Ministerium, sämmtliche oberste Behörden des Landes waren zugegen, als sie zum ersten Male arbeiten sollte. Großes stand

für mich auf dem Spiele. Bewährte sich die Maschine, so war ich geborgen; wo nicht — nun, so konnte ich nur mein Bündel schnüren, und als Handwerksbursche wieder in die weite Welt wandern.

„Ich kann Euch sagen, Kinder, es war ein feierlicher Moment, als ich durch einen Druck meiner Hand die Maschine in Thätigkeit setzte. Aber die Spannung sollte nicht lange dauern. Der Stempel hob und senkte sich, der Hebel begann seine Bewegung, und — die Wirkung war überraschend. Die Maschine arbeitete mit einer Macht und einem Erfolge, der jede, selbst meine eigene Erwartung übertraf. Schmidtberg umarmte mich freudestrahlend, der Fürst drückte mir die Hand, die Menge umringte mich und wünschte mir Glück.

„Sie brauchten mir's nicht zu wünschen, denn ich war schon glücklich bis in's innerste Herz hinein. Ich schwelgte in Glück, und jener Stunden, welche den ersten, aufregenden Momenten folgten, werde ich mich noch auf meinem Sterbebette als solcher erinnern, die zu den glücklichsten meines Lebens gehören. Sie aber, mein lieber Kammerath Friedrich, werden mir gewiß zugeben, daß vor diesen glücklichen Stunden auch manche recht bange und sorgenvolle Tage mich bedrückten, und daß nicht etwa mein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Freuden gewesen ist."

„Gewiß, gewiß, ich gebe es zu, liebster Herr von Selten," erwiederte der Kammerrath rasch, — „entschuldigen Sie, ich bitte, meine gestrige etwas voreilige Aeußerung! Sie war nicht böse gemeint."

„Ich weiß es wohl," entgegnete der alte Herr lächelnd, „also ist da auch nichts zu entschuldigen. Nun aber weiter und zum Ende meiner Geschichte, die Euch wohl schon ein wenig zu lang geworden ist. Genug, — nach dem gelungenen Bau der Maschine, die sich auch in der Folge als gut bewährte, und bei

völlig ausreichenden Leistungen fast zwei Drittheile des früheren Brennmaterials ersparte, war der Boden vor mir geebnet. Der Fürst, mein gnädigster Herr, schenkte mir volles Vertrauen, und ich wurde mit Aufträgen überhäuft, die mir eine reichliche Belohnung meines Fleißes gewährten. Auch fehlte es mir von nun an nicht mehr an Geld, denn ich hatte Kredit. Mit jedem Jahre besserten sich meine Verhältnisse. Ich erweiterte meine Fabrikräume, ich baute mir mein Wohnhaus, in dem ich gestern einen so glücklichen Tag verlebt habe, ich wandelte allmählig mein ödes Grundstück in eine hübsche Parkanlage um, und so ist denn nun entstanden, was Ihr rings umher vor Euch seht.

„Nun noch die Nutzanwendung. Wem verdankte ich diesen Erfolg? Keinem Anderen, Kinder, als meinem braven Meister Paul, der mir die Liebe zur Arbeit einflößte, und mich dadurch zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft machte. Nie werde ich seine letzten Worte vergessen; die er vor mehr als zwanzig Jahren auf seinem Sterbebette an mich richtete. „Lieber Sohn," sagte er mit dem letzten schwachen Händedrucke, — „ich sterbe ruhig, denn ich lasse dich glücklich und geehrt auf dieser Welt zurück. Gott hat dich weise geleitet und mit väterlicher Güte. Er hat dir genommen das Falsche und Vergängliche, und hat das Aechte in dir erweckt und dir gegeben, was du in dir trägst: die Liebe zur Arbeit nämlich, verbunden mit Kenntniß und Einsicht. Sirach aber sagt: Wer sich mit seiner Arbeit nährt, und läßt sich genügen, der hat ein fein ruhiges Leben!"

„Und mit diesem Spruche laßt mich meine Geschichte beenden. Schon ist es auch spät, und der Mond leuchtet silbern durch die Gebüsche."

Alle standen auf, und ein Jeder drückte dem alten Herrn die Hand mit herzlicher Liebe und Wärme. Mancher von

ihnen aber merkte sich die Lehre, die er aus seiner Erzählung gezogen, und murmelte still vor sich hin die Worte des weisen Salomo, Kapitel 3, Vers 15, die also lauten:

„Gute Arbeit gibt herrlichen Lohn!"

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Hoffmann, Franz,

Ein Millionär Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Von Franz Hoffmann.
Mit 4 Stahlstichen

Stuttgart 1867